Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 29 — Marburg i. H., den 15. Juli — 1909

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk Ausland 3.15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Kinder und Gotteskinder — Unsterblichkeit (Graf Keyserling) — Calvinismus und Luthertum. Schluß — Karl Jordans Bergpredigt in Obersulzbach. Mit Bild — Wir und die Jugend. Zu Pöhlmanns Nürnberger Enquete — Aus Konstantinopel. Der Kampf zwischen dem ökumenischen Patriarchen der orthodoxen Kirche und dem jerusalemer Patriarchen — Fortschritte der Trockenlegung in den Vereinigten Staaten von 1893 bis 1909. Mit Karte — Rede des Bischofs von Southwark am Abend des 14. Juni in Berlin — Das Alenu-Gebet — Verschiedenes: Die Ausgrabungen in Palästina (Greßmann); Orientalische Reisebilder (Wienand); Palästina im Lichte der gegenwärtigen Orientkrise (Böhmer); The Book of Job (Wycliffe); Das Hibbert-Journal; Jean Paul, Verfasser der Levana (Münch); Kaiser Julians philosophische Werke (Asmus); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Kinder und Gotteskinder

Selige Kindheit, goldene Tage erster, träumender Jugend! Wen ergreift nicht tief und mächtig die Erinnerung an jene Zeit der ungetrübten Lebensfreude, des ungeteilten einfältigen Lebensgefühls! Wie glücklich war nicht das Kind, einig mit sich, einig mit den Menschen, einig mit allen Dingen!

Ja, glücklich ist das Kind, es kennt noch keinen inneren Zwiespalt: Gewissen, Schuld und Reue; kennt deshalb noch nicht die Sorge, einen Teil seines Wesens vor sich und vor den Menschen zu verstecken. Es spricht, was es denkt, es tut, was es wünscht; bald zum Entsetzen, bald zum Entzücken der Menschen gibt es stets ganz sich selbst. Es lebt in völliger Aufrichtigkeit; aber das ist nicht Tugend, das ist ungebrochene Natur.

Und wie harmlos, arglos, sorglos ist das Kind. Auf Alles setzt es seine Füßchen, nach Allem streckt es seine Händchen, Alles führt es in sein Mündchen. Es ahnt noch nicht, daß es vom Tisch und von der Treppe fallen kann; ihm ist das Messer nur das Blanke und das Blitzende, Feuer nur leuchtend und lebendig, und was dem Auge wohl gefällt, das muß dem Munde auch behagen.

Vor allem aber, wie ist des Kindes Herz doch voll Vertrauen! Unreflektiertes, zweifelloses, grenzenloses Zutrauen: das ist recht eigentlich das Wesen ächter Kindesart. Wenn die Mutter ruft, soll es nicht durchs dunkle Zimmer laufen? Wenn Vaterarme sich ihm öffnen, soll es nicht ins tiefe Wasser springen? Vater und Mutter können Alles, wissen Alles, haben Alles. Aber Vater und Mutter nicht allein, alle Welt umfaßt das Kind mit arglosem Zutrauen, Jedermann ist ihm sofort Spielkamerad und Freund und Helfer, schnell in den Dienst gestellt und schnell mit Zärtlichkeit belohnt.

Goldene Kindertage, frohe Kinderlust, seliger Kinderfriede! Für immer scheint ihr dahin, — scheint ganz verschwunden. Wirklich ganz, wirklich für immer? Ist uns nicht etwas Größeres, unendlich Größeres verheißen: Gotteskindschaft!

Gotteskindschaft: das ist neue ungetrübte Einheit frohen Lebensgefühls, neuer seliger Herzensfriede. Neue Einheit mit uns selber: der Wurm des bösen Gewissens zertreten, das Feuer böser Begierden gelöscht, das Wollen und das Können im Einklang mit dem Sollen. Die Schuld vergeben und ein neuer gewisser Geist im Herzen ausgegossen. — Neue Einheit mit Welt und Dingen: nicht als ob Mühe und Mißerfolge, Krankheit, Not und Tod verschwunden wäre; aber die Basis unseres Lebens liegt über dem Allen, so muß uns Alles mithelfen zum Guten. — Neue Einheit mit den Menschen: freilich sind sie nicht Alle unsere Freunde, aber wir sind ihre Freunde, ihnen verbunden, wenn nicht durch Dankbarkeit und Neigung, so doch durch Geduld und Barmherzigkeit; das große Wort des Meisters von der Liebe, der Bruder- und der Feindesliebe, bringt uns in neue Einheit mit den Menschen.

So sind die Kindertage zurückgekehrt und Alles wieder geworden, wie es in der Kindheit war? Doch nicht; es ist im Grunde doch sehr viel anders geworden. Wohl schließen sich Anfang und Ende zusammen; aber was einst ein süßer Traum war, ein holder Wahn, der zerfließen mußte, das ist jetzt feste unzerstörbare Wirklichkeit; oder sagen wir lieber: was einst ahnungsvolle, verheißungsreiche Weissagung war, das ist jetzt wundervolle, unendlich reiche Erfüllung.

Es scheint Alles wieder zu sein, wie es einst war; und doch ist Kern und Wesen nun ganz neu. Als wir Kinder waren, lebten wir in einfältiger, natürlicher Selbstsucht: um unser kleines Ich drehte sich die ganze Welt, wir selber waren der Mittelpunkt unseres Daseins.

Als Gottes Kinder haben wir etwas ganz Neues gefunden: Gott. Er ist jetzt das Ein und Alles; um Ihn drehen sich die Gedanken unserer Seele, von Ihm ist unser Wünschen und Wollen bestimmt, mit Seinen Augen betrachten wir Menschen und Dinge. Ist Jemand in Gott, so hat es eine Neuschöpfung gegeben, siehe es ist Alles neu geworden.

Lasset uns umkehren und werden wie die Kinder. Herr hilf uns, laß uns deine Kinder, laß uns Gotteskinder werden.

H S

Unsterblichkeit

1

Unter diesem Titel hat Hermann Graf Keyserling ein Buch*) ausgehen lassen, das wegen seines Gegenstandes und wegen der geistvollen Behandlung desselben die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt hat. Es ist daher gewiß nicht wertlos, die Gedankengänge des Buches einmal kurz vorzuführen und auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen.

Keyserling verfügt über einen reichen Geist und ein kritisches Denken mit kräftigem Willen zur Vorurteilslosigkeit. Ja, hier ist wirklich *gedacht*. Das gerade ist das Erfreuliche, daß der Verfasser unbeirrt um landläufige Urteile selbst wertet und oft gerade in umgekehrter Weise, wie die hergebrachte Anschauung. Er ist ernstlich darauf bedacht, die Arroganz des europäischen Denkens zu vermeiden, die besonderen Vorstellungen europäischen Kulturlebens zunächst einmal gleichwertig denen der übrigen Menschheit nebenzuordnen. Besonders die indische Weisheit bezieht er in seinen Gesichtskreis ein.

*) Unsterblichkeit. Von Hermann Graf Keyserling. München, J. F. Lehmann 1907. VII und 349 S. 5, gebunden 6 Mk.

Freilich verleugnet Keyserlings Denken trotzdem seine spezifisch europäische, oder sagen wir genauer gleich: deutsche Schulung nicht. Kant ist sein Lehrmeister gewesen. Das zeigt die Fragestellung, mit der er an sein Thema herantritt.

Wenn er vom Unsterblichkeitsgedanken handelt, so will er nicht „die Unsterblichkeit der Seele beweisen", sondern den „Sinn des Unsterblichkeitsgedankens" zu erfassen suchen (S. 14). Er fragt: Wie ist der Unsterblichkeitsgedanke möglich? „Die Frage ist genau auf die gleiche Weise gestellt, wie die berühmte Kantische: Wie ist eine Natur möglich?" (S. 14). Keyserling sucht also nach dem a priori des Unsterblichkeitsgedankens. Seine Fragestellung ist kritisch, nicht psychologisch (S. 15). Versuchen wir einen Durchblick durch seine weit kreisenden Ausführungen.

2

Das erste Kapitel „Ueber den Unsterblichkeitsglauben überhaupt" versucht zunächst den Beweis zu erbringen, daß dieser Glaube keineswegs Allgemeingut der Menschheit ist, und daß, wo er auftritt, er „alles eher denn eindeutig ist" (S. 79). Dennoch gilt: „Der Unsterblichkeitsgedanke (ist) trotz aller aufgedeckten Mannigfaltigkeit in seinen Ausdrucksformen im tiefsten Grunde einer" (S. 81). Gemeinsam ist allen Ausdrucksformen: „Das Bewußtsein, daß das im Menschen wirksame Lebensprinzip sich in der räumlich-zeitlich begrenzten Individualexistenz nicht erschöpft" (S. 82). Dies Bewußtsein „zu einer über- oder außerzeitlichen Welt zu gehören" (S. 85), so unabhängig es von allem zeitlichen Geschehen ist, erleidet eine beständige Erschütterung durch die Tatsache des Todes. Darum folgen im zweiten Kapitel „Todesgedanken". Diese Todesgedanken gipfeln in dem Satz: „Der Tod ist die künstlerische Form des Lebens" (S. 95). „Vor dem Nichts wird alles, was je war, nochmals geboren." Das „Nichtsein bringt uns erst das Sein zu vollem Bewußtsein" (S. 94). „Die tötliche Form erschließt uns den lebendigen Gehalt" (S. 96). „Wer vom Sinn des Todes spricht, meint den Sinn des Lebens" (ebenda). Der Tod ist „das Symbol für das Leben."

Nachdem das Problem des Todes auf diese ästhetisierende Weise überwunden ist — obwohl es mit dem Ewigkeitsproblem „dem Wesen nach nicht das Geringste gemein hat" (S. 86) — gilt es, die Realität des Unsterblichkeitsgedankens zu erweisen, und das führt zum dritten Kapitel „Das Problem des Glaubens", wohl dem tiefsten Abschnitt des ganzen Buches. Es kann hier der Gedankengang nicht ins Einzelne verfolgt werden, aber Jeder, der ihn sich aneignet, wird für die Frage nach dem Verhältnis der Glaubensfunktion zum Erkennen tiefe Aufschlüsse erfahren. Im ganzen berührt sich hier Keyserling stark mit Volkelt (vgl. Quellen der menschlichen Gewißheit. München 1906), wie er auch dessen Formel von der Glaubensgrundlage des Denkens dem Sinne nach aufstellt (vgl. S. 111). „Das Wissen ist unentrinnbar an den Glauben gekettet." „Ohne Glauben wäre alles Denken unmöglich." Das Wesen des Glaubens besteht nun darin, daß er Realitäten setzt. „Er bezieht sich unmittelbar auf das Sein" (S. 116). Daher ist „die religiöse Funktion in der Tat die zentrale, der innerste Lebensgrund des Menschen", daher „der Glaube stets das letzte Motiv der Menschheit" (S. 121). „Doch bezieht sich diese Erkenntnis nur auf den Sinn, nicht auf den Inhalt des Glaubens" (S. 122); nur auf das „daß" nicht auf das „was" des Glaubens. Die Frage ist nun die: Trägt der Unsterblichkeitsglaube etwas Bestimmtes an sich, oder ist er der Ausdruck für das Glauben schlechthin. Im letzteren Fall ist er unzurückführbar und damit als notwendig erwiesen. Es ist deutlich, daß unter diesem Gesichtspunkt alle Konkretisierungen des Unsterblichkeitsglaubens abfallen müssen. Sie sind ja durchaus „bestimmt", sind irgendwie motiviert. Dagegen bleibt als ein Unableitbares der Wille zum Fortwirken. Unser Ich, aller Attribute entkleidet, ist immer noch „Funktion, Kraft, Fortwirkendes" (S. 128). „Nun gehört zum Wesen der Kraft, ins Grenzenlose hinauszuweisen" (S. 129). „Ihr inneres Wesen wird durch die äußeren Fesseln nicht berührt" (ebenda). Wenn also mein innerstes Wesen Kraft ist und durch mein Selbstbewußtsein, meine gefühlsmäßige Erfahrung meine „Grenzenlosigkeit" mir bewußt wird, so sind die äußeren Grenzen nichts Notwendiges. Damit ist der Unsterblichkeitsglaube in seiner allgemeinsten Gestalt begründet (S. 130). Denn das unmittelbare Gefühl ist unableitbar, es ist oberste Voraussetzung. Indem ich an mein Ich glaube, übe ich nur die zentrale allgemeinste Funktion des Glaubens aus. „Der Glaube an mich als fortwirkendes Prinzip ist die Grundvoraussetzung meines persönlichen Daseins" (S. 133). Der Unsterblichkeitsglaube ist in eins gesetzt mit der primären Funktion der persönlichen Aktivität. „Das Selbstbewußtsein deckt sich tiefsten Grundes mit dem Unsterblichkeitsinstinkt" (ebenda). Das a priori des Unsterblichkeitsgedankens ist erbracht. Denn a priori ist das, was ich nicht aufheben kann, ohne mich selbst aufzuheben.

Wir sind auf der Höhe der Beweisführung angelangt. Was folgt, ist eigentlich nur eine genauere Präzisierung und kritische Anwendung des gewonnenen Prinzips, ähnlich der transszendentalen Dialektik in Kants Kritik der reinen Vernunft. Zunächst bestimmen die beiden folgenden Kapitel „Dauer und Ewigkeit" (137—163) und „Das Bewußtsein" (167—177) das fortwirkende Prinzip im Menschen als etwas Ueberindividuelles, Unpersönliches. Die als Tatsache vorgefundene Antinomie eines beständigen Wechsels unserer psychischen Erlebnisse und eines trotz alledem nicht auszutilgenden Identitätsbewußtseins löst sich objektiv zwar leicht mit der Unterscheidung von Gesetz und Spezialfall, von Form und Inhalt, erfordert jedoch in der subjektiven Sphäre eine andere tiefere Lösung. Und diese sieht Keyserling in dem Satz: „Das Bewußtsein unseres beharrenden Seins ist ein Unpersönliches. Alles Persönliche gehört dem wechselvollen Werden der Phänomene an" (S. 148). „Wir sind mit unserer jeweiligen Person dem Wesen nach nicht identisch" (S. 153). Eben dies überpersönliche Prinzip, das unser phänomenales Dasein regiert, meinen wir, wenn wir „fühlen und erfahren, daß wir ewig sind" [Spinoza] (S. 154). „Der Mensch täuscht sich, wenn er glaubt, persönlich fortdauern zu wollen" (S. 156). Er meint nur das überpersönliche Prinzip, „die grenzenlos fortwirkende Entelechie" (S. 159). So verneint „das Ich" nicht nur die Grenzen von Raum und Zeit, es verneint auch „die Person überhaupt." „Meine Person reicht bis zum Grunde der Seele nicht hinab" (S. 161). Das Ich, es „fällt mit der Person nicht zusammen." „Das Ich ist eine Idee" (S. 162). Voraussetzung dafür ist natürlich, daß das Ich nicht mit dem Bewußtsein zusammenfällt. Das zeigt der Abschnitt über das Bewußtsein; leider der dürftigste und anfechtbarste des ganzen Buches. Am entscheidenden Punkt verfährt der Verfasser mit der größten Leichtfertigkeit (vgl. S. 168). Das Ich ist ihm einfach das Gesetz des körperlichen Lebens (S. 169). Bewußtsein: ein Mittel, um Leben zu erzeugen. Allerdings ein umständliches Mittel, fast möchte man sagen „ein faute de mieux" (S. 174), denn der Instinkt arbeitet schneller.

Hatte das Kapitel „Dauer und Ewigkeit" das überpersönliche Prinzip in der Folge persönlicher Durchgangspunkte erwiesen, so soll das sechste Kapitel „Mensch und Menschheit" die gleichzeitige Einheit des individuellen Geistes mit der Gesamtmenschheit dartun. Dies wird objektiv und subjektiv durch vergleichende Psychologie und eine Kritik des sittlichen Bewußtseins zu zeigen versucht. Der objektive Naturzusammenhang spiegelt sich im sittlichen Bewußtsein ab. Wie dort der soziale Zusammenhang der Ausgangspunkt der Entwicklung ist, dessen Endpunkt die Selbstherrlichkeit des Individuums mit seiner „Sterilität" und seinem Tod bedeutet, so ist hier die überindividuelle Synthese die letzte Voraussetzung des sittlichen Bewußtseins. „Stets und überall ist die Seele Teil eines höheren Zusammenhanges" (S. 228). Ueberall drängt die Betrachtung zum Ueberindividuellen. Ueberall schafft das Individuelle am Ewigen mit. „Sollen wir da nicht die Frage, ob wir unsterblich sind, dahin umkehren, ob wir sterblich sind?" (S. 239). „Der Tod ist nicht", das Wort hat im tiefsten Sinn recht.

Und noch höher erhebt sich die Betrachtung im nächsten Kapitel „Individuum und Leben" (S. 244—296). Der Standpunkt wird zum kosmischen. Im Grunde ist alle Individualität nur willkürliche Abgrenzung unseres Verstandes. Ein Streifzug durch die Welt des Lebendigen mit vielen biologischen Illustrationen muß das erhärten. „Ueberall bedeutet das Ein-

zelne nicht die letzte Wirklichkeit." Ueberall weist es über sich hinaus. „Unaufhaltsam eilt es vorwärts" (S. 283), es ist „ein Werden ohne Endziel" (S. 285). Immer muß es vergehen „zum Besten höherer Synthesen" (S. 286). „Es ist eine transitorische Relation" (S. 287). Damit stehn wir wieder vor einer Antinomie. Denn das einzig Wirkliche, das vergehende und neu erstehende Leben, ist doch nicht „das ‚Sein' metaphysisch verstanden" (S. 287). Wie ist sie zu lösen? So, daß man Sein und Vergehen oder anders ausgedrückt die Zeit als „die spezifische Daseinsform des Lebens begreift" (S. 289) und in dem vergänglichen Individuum das ganze Leben erkennt. „Das Leben ist nur, sofern es verfließt" (S. 292) und „wir fühlen uns ewig, weil wir sterblich sind" (S. 293) und „der Wille zum ewigen Leben ist im tiefsten Grunde identisch mit dem Willen zum zeitlichen Tod" (S. 294). „Das Nicht-Sein schenkt dem Sein die Ewigkeit." „Der Tod ist überwunden" (S. 296). Das Leben und der Tod sind sub specie aeternitatis, genauer sub specie ideae verstanden.

Das Recht dazu erweist das letzte, ein erkenntnistheoretisches Kapitel: „Die Ideenwelt" (S. 299—349). Ideen existieren nicht an sich, aber sie sind unentbehrlich für unser beziehendes Denken. Sie entstehen „aus der Interferenz der Natur mit der Vernunft" (S. 318). Unableitbar an sich, sind sie unentbehrlich. Sie werden geglaubt. Und sie führen zu denselben Resultaten, die der intuitive Glaube längst vorweg nahm. So sieht Keyserling das Schlußergebnis seines Denkens im religiösen Gefühl der Mystiker längst vorweggenommen. Nur mit dem Unterschied, daß was hier Leben, Wirklichkeit ist, dort Spiegelung, Gedachtes, Begriffliches ist, das als solches das Lebendige garnicht zu fassen vermag. Dort „abstrakte, so kläglich unzulängliche Erkenntnis" — hier „leuchtende Wirklichkeit". Aber der Sinn beide Male der gleiche: das ewige überindividuelle, überpersönliche Leben. Daran Teil haben zu dürfen, ist der Sinn des Unsterblichkeitsgedankens. „Wir fühlen und erfahren, daß wir ewig sind — nicht als Individuen, nicht als Personen, sondern als Teile des kosmischen Lebens — und die Erfahrung kann keine Theorie widerlegen."

3

So flüchtig der Gedankengang des Buches hier nur skizziert werden konnte, — man wird vielleicht trotzdem herausgemerkt haben, daß er eine wissenschaftliche Leistung bedeutet. Ganz anders freilich steht man unter diesem Eindruck, wenn man den Ausführungen mit ihren oft faszinierenden, geistvollen Bemerkungen selber folgt.

Wie aber steht es mit dem Wahrheitsgehalt? Ist der tiefste Sinn des Unsterblichkeitsgedankens richtig erfaßt? Ich glaube, die Frage trotz aller von Keyserling aufgewandten Gedankenarbeit verneinen zu müssen. Der Gipfelpunkt seiner kritischen Analysis bedeutet eine „Erschleichung". Das Ich, das wir als Kraft erleben sollen, erleben wir eben nicht als ewig fortwirkende Kraft. Hier sind Gefühl und Reflexion zusammengemischt und das wahre Erleben ist gefälscht. Die Reflexion aber über die Unendlichkeit der Kraft ist für sich betrachtet wertlos. Denn die Reflexion kennt ein Gleichgewicht der Kräfte, das nicht Leben, sondern Tod ist. So fällt der Beweisgang zusammen, wo er sich schließen soll. Und abgesehen davon ist die Bestimmung des Sinnes vom Unsterblichkeitsgedanken als Wille zum Fortwirken nach der Analogie der unbewußten Kraft verfehlt. Hier ist Keyserling der Gefahr, aus den Konkretisierungen durch immer sublimere Abstraktion das Wesen abzulesen, erlegen. In der Theologie wissen wir das längst, daß auf diese Weise nicht zu verfahren ist. Was für einen Religionsbegriff würden wir auf solche Weise erhalten! Mögen immerhin die Inder einen Unsterblichkeitsgedanken haben wie Keyserling ihn beschreibt: es fragt sich sehr, ob wir denselben Sinn damit verbinden. Nun wird für alle diejenigen, die das Persönliche und das Bewußtsein anders werten als Keyserling, der Sinn des Unsterblichkeitsgedankens sich anders bestimmen. Ganz gleich ob beweisbar oder nicht, für denjenigen, der sich kein unbewußtes Ich denken kann — und welche Ungeheuerlichkeit ist das überindividuelle Ich Keyserlings, unerfahrbar, unvorstellbar, ein deus ex machina, um eine Antinomie zu zerhauen — gehört notwendig zum Sinn des Unsterblichkeitsgedankens das bewußte Weiterwirken. Es ist darum nur zu bedauern, daß Keyserling das Bewußtseinsproblem so kurz und leicht genommen hat. Seine Sicherheit in diesem Punkt vermag nicht über seine Verwundbarkeit grad an dieser Stelle hinwegzutäuschen. Im Grunde fehlt ihm völlig das Verständnis des Persönlichen. Nur deshalb kann er so leicht damit fertig werden. Er denkt durchaus in quantitativen Kategorien. Damit aber ist das Persönliche nicht zu begreifen. Das Persönliche ist keineswegs als Begrenztheit erfaßt, sondern besteht in einem besondern Erlebnis universaler Zusammenhänge und wird durch seine Einordnung in diese überindividuellen Zusammenhänge nicht aufgehoben. Darauf hat Keyserling nicht geachtet, sondern ist sehr leichtfertig mit dem Wörtchen „mein" umgesprungen.

Ist so das Resultat des Buches auch meines Erachtens nicht richtig, so wird doch das Nachschaffen seiner äußerst geistvollen Gedankenbahnen für Jeden von Gewinn werden. Besonders die erkenntnistheoretischen Ausführungen sind wertvoll und zum Teil durchaus richtig. Nicht minder ists die Behandlung des sittlichen Bewußtseins.

Der Stil ist glänzend und reißt stellenweise gradezu fort. An Fremdwörtern fehlt es freilich nicht.

Gerhard Heinzelmann

Calvinismus und Luthertum

2

Während das Luthertum zunächst nur durch die biblisch-religiöse Idee bestimmt und in deren weltfremder Haltung durch die allgemeine politisch-soziale Lage bestimmt worden ist, hat der Calvinismus neue Wege in der Geschichte der christlichen Ethik betreten.

Es sind in Wahrheit zwei Grundtatsachen, die diese Entwicklung bestimmt haben. Einmal ist es die kleine Genfer Republik, die gegen ihren vertriebenen Bischof und gegen den begehrlichen Nachbar, den Herzog von Savoyen, ihre Selbständigkeit zu behaupten hatte und die, unter den Kultureinflüssen Italiens und Frankreichs, der beiden fortgeschrittenen Kulturländer, stehend, ihr Gemeinwesen auf die modernen politischen und wirtschaftlichen Grundlagen einer Machtpolitik im Sinne der Renaissance-Diplomatie und einer wirtschaftlichen Entwicklung im Sinne des Handels und Geldwesens stellen mußte. In seiner nach außen gefährdeten und nach innen zerklüfteten Lage bedurfte diese Republik eines Leiters, der sie einigte, festigte und ihren politischen Weltkurs steuerte. Dieser Diktator wurde Calvin, und das ist der zweite entscheidende Umstand. Auf der Durchreise wurde der junge, von dem Ruhm seiner dogmatischen Gelehrsamkeit umstrahlte Theologe fast zufällig festgehalten, und aus diesem Zufall entwickelt sich Calvins Herrscherstellung, die allerdings in jahrelangen, schweren und gelegentlich blutigen Kämpfen erst eine endgiltige wurde. Calvin aber brachte außer seiner Herrschernatur, seinem gewaltigen Willen und seiner juristischen Veranlagung und Bildung auch noch Gedanken mit, die, an sich rein religiöser Art, doch in dieser Umgebung und gegenüber dieser Aufgabe jene oben charakterisierte Entwickelung nahmen.

Es war einerseits die Prädestinationslehre als der Angelpunkt seines dogmatischen Systems, des einzigen wirklichen Systems, das die Reformation hervorgebracht hat. Calvin ist Luthers Schüler, und die Prädestinationslehre ist zunächst nur die logisch-systematische Heraushebung des Grundelements der lutherischen Lehre, zugleich eines Hauptpunktes der paulinischen Lehre, den sein strenger Bibelgehorsam als ein schlechthin verbindliches Gesetz betrachtete. Es ist dasjenige Element der lutherischen Lehre, durch das der reine Glaubenscharakter der reformatorischen Religion vor der Vermischung mit menschlichem Meinen und Denken geschützt wurde. Der Glaube ist keine menschliche, sondern eine durch absolutes Wunder von Gott

gewirkte Erkenntnis. Zugleich war damit das Menschliche auch in der Gestalt aller menschlichen Verdienste und alles menschlichen Eigenwirkens ausgeschlossen und der Gnadencharakter der Glaubensreligion voll gewahrt. So scheint Calvins Prädestinationslehre zunächst nur dem epigonenhaften Scharfsinn des Schülers ihre Bedeutung zu verdanken, der die Lehre des Meisters systematisiert und dabei den treibenden systematischen Nerv des Ganzen herausarbeitet. Aber Calvin war mehr als Schüler und Epigone. Hinter seiner Prädestinationslehre verbarg sich zugleich und überdies der seiner persönlichen Religiosität eignende Gottesbegriff. Es ist nicht nur das absolute Wunder, die Uebermenschlichkeit und Gnadenmäßigkeit des Heils, was Calvin im Prädestinationsgedanken sucht und formuliert. Es ist zugleich der absolute souveräne Willenscharakter Gottes. Die Idee der Gnade ist reine verdienstlose Gnade und hat schlechthin nichts zu tun mit einer Gerechtigkeit, welche die elende Kreatur vom Herrn der Welt fordern könnte. Es ist Gottes Wesen, den Einen das Heil ohne alles Verdienst frei willkürlich zu schenken und den Andern ihrer Sündhaftigkeit gemäß das Verderben zu bereiten. Niemand darf sich rühmen und Niemand beklagen. Wie Niemand einen Anspruch hat, ein Mensch zu sein statt ein Tier, so hat Niemand Anspruch darauf, ein Erwählter zu sein statt eines Verdammten. Gottes majestätischer Herrenwille ist der Grund aller Gründe, die Norm aller Normen. Es gibt nur Gründe und Normen, die durch Gott gelten, aber keine, die über ihn und für ihn gälten. Er gibt sich selbst in völlig freier Willkür sein Gesetz; und dieses Gesetz ist das Gesetz seiner Selbstverherrlichung im Danke der verdienstlos Beseligten und im Jammer der verdienstmäßig Verdammten. Damit ist die Religion von allen Problemen der Theodicee entlastet, die auf das Luthertum so schwer drücken, und die es schließlich die Erlangung des Heils doch vom Verhalten der Kreatur abhängig machen ließen, um Gottes Gerechtigkeit und Liebe zu retten. Es ist bei aller strengen Logik des Gedankens die doktrinäre Lehrhaftigkeit von der Theologie fern gehalten; der Wille Gottes, nicht die reine Lehre ist das Entscheidende. Das calvinistische Christentum ist ebenso orthodox, aber weniger an der Lehre um der Lehre willen interessiert und hat die Hände frei für höhere Aufgaben. Es ist weiter damit ein grundlegender Individualismus der innerlichsten und schroffsten Art bewirkt. Zwar durch Vermittlung der Kirche und Schrift, aber in letzter Linie rein im inneren Wunder der Bekehrung, in der unmittelbaren Gottestat am Einzelnen, ist das Heil begründet. Das verankert die Persönlichkeit in der unverlierbaren Gnade mit einer Festigkeit, die das den Verlust der Gnade stets wieder in Rechnung ziehende Luthertum nicht kennt. Schließlich aber ist in dieser Fassung der Prädestination als der Auswirkung des Majestätswillens Gottes überhaupt der ganze Willenscharakter der Religion enthalten, die, aus Wille und Tat Gottes hervorgehend, Wille und Tat auch ihrerseits schafft und in Wille und Tat erst als echt erkannt wird. Daher ist nicht das stille Leiden und Dulden und nicht die bloße Seligkeit des getrösteten Sündenschmerzes, sondern die bekennende und handelnde Tat die eigentliche Probe des Glaubens.

Aber noch eine andere religiöse Idee brachte Calvin nach Genf mit. Es ist die Idee der heiligen Gemeinde, die Gottes Willen und Erlösungstat entspricht, die seine Majestät verherrlicht und deren Schaffung der eigentliche Zweck der Heilstat Christi war. Mit dieser Idee war ein Ideal der Gemeindeverfassung gegeben, das Jeden aktiv in der Gemeinde beteiligte und von der Gemeindeversammlung aus Jeden in strenger christlicher Zucht hielt. Die Selbständigkeit der Gemeinde, die Betätigung an Vertreterwahlen, die Regierung durch ordnungsmäßige Vertreter aus dem Laienstande, die Gleichstellung der geistlichen Aemter mit den Laien, die Revision der Gemeinde vor jedem Abendmahl, das sind Grundzüge nicht bloß des calvinistischen Kirchenrechts, sondern vor allem der calvinistischen Ethik und Dogmatik, die die Erlösung abzwecken läßt auf die Herstellung des Königreiches Christi oder der heiligen Gemeinde und die christliche Sittlichkeit zu aktivster Entfaltung, gegenseitiger Kontrolle und sozialem Zusammenwirken nötigt. Diese Ideen stehen von denen der lutherischen Ethik und des lutherischen Kirchenbegriffes weit ab. Man sieht neuerdings in ihnen gerne täuferische und Butzerische Einflüsse, die den Gedanken einer aktiv heiligen Gemeinde Calvin nahegelegt hätten. Calvin selbst beruft sich auf die Bibel und auf den sittlichen Ernst, und es ist leicht einzusehen, wie eng dieser Gedanke mit dem des Willenswesens Gottes und dem ganzen Willenscharakter der Religion zusammenhängt. Woher er auch stammen mag, jedenfalls ist er im engsten Zusammenhang mit dem Prädestinationsgedanken das eigentliche Merkmal calvinistischer Christlichkeit und aus dem Wesen der religiösen Persönlichkeit Calvins geboren.

Indem nun diese religiös-ethischen Gedanken auf die Aufgabe der Ordnung und Festigung des neuen Genfer Gemeinwesens stießen, schuf Calvin Genf um zu dem Gottesstaate der heiligen Gemeinde, in der Gottes Majestät verherrlicht wird durch den tätigen Gehorsam gegen sein biblisches Sittengesetz und von der aus Gottes Sache in der ganzen Welt gefördert wird. Damit übernahm der Gedanke des christlichen Gemeinwesens zugleich die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Aufgaben der Republik. Staat und Kirche wirken in gegenseitiger Eintracht zur Verwirklichung des biblischen Ideals, und wenn alle politisch-sozialen Dinge zunächst dem Staate angehören, so werden sie doch zugleich für eine Kirche unmittelbar bedeutsam, die den Staat über seine christlich-ethischen Pflichten zu belehren hat und diese Pflichten im Falle, daß der Staat versagt, in eigene Hand nehmen muß. So ergibt sich eine Verschmelzung der Aufgaben, in denen das christliche Ethos zugleich die politisch-sozialen Ideale in sich selber aufnimmt und von sich aus ausstrahlt. Der Individualismus der Gemeindebildung wurde auch auf die Auffassung vom Staate übertragen, freilich in aristokratischem, aber doch im individualistischen Sinne der Selbstregierung der politischen Gemeinde. Das mit der städtischen Kultur von selbst gegebene Geld- und Handelswesen wurde als dem Gemeinwesen dienlich anerkannt und die Erwerbsberufe wurden geradezu gesteigert, indem ihr Ertrag nicht dem Genuß des Erwerbenden, sondern der Liebestätigkeit und öffentlichen Zwecken zu Gute kam. Gegenüber den ringsum drohenden Feinden war Krieg und Widerstand christlich erlaubt, und in den fremden Ländern, wo überall die Staatsregierung den Calvinisten feindlich war, war der bewaffnete Widerstand und die Ersetzung der gottlosen Obrigkeit durch andere, die die nächstberechtigten Instanzen dann zu wählen hatten, erlaubt und geboten.

So kam es zu einem christlichen Gemeinwesen, das im Ideal politische und kirchliche Gemeinden als die in freier Einigkeit und gemeinsamem Gehorsam gegen die Bibel zusammenwirkenden Seiten der Gesellschaft ansah, die Gottlosen und Nichterwählten beugte unter das Gesetz Gottes zu wenigstens äußerlicher Unterwerfung, im übrigen die politische wie religiöse Gemeinde individualisierte und demokratisierte, Krieg und Gewalt zu Ehren der Wahrheit als gottgewollt anerkannte, Kapitalismus und Manufaktur wegen ihrer außerordentlichen Produktionskraft in den Dienst nicht des Genusses, sondern der der Gemeinde zu Gute kommenden Gesamtförderung stellte und alle modernen Errungenschaften in Recht und Kultur, soweit sie der Ehre Gottes dienen, sich aneignete.

So hat Calvin lediglich durch pastorales Wirken und christliche Belehrung einer willigen Obrigkeit den geistlichen Musterstaat in Genf geschaffen. Noch ist er in seinem Zusammenfallen von Staat und Kirche, in seiner christlichen Zwangskultur, in dem Ueberwiegen der aristokratischen und patriarchalischen Züge der mittelalterlichen Idee sehr nahe. Allein auf dem Boden nichtcalvinistischer Staaten oder konfessionell gemischter Bevölkerungen entwickelt er all die anfangs genannten Züge: Freiheit und Selbständigkeit der Kirche, Freiheit und Demokratie im Staate, Freigebung des rein politischen Elementes, Anerkennung von Krieg und Gewalt im Notwendigkeitsfalle, Beförderung der Berufsarbeit in allen modernen Berufen, Verwertung des Ertrags für die Allgemeinheit, geistigen und agitatorischen Einfluß auf das Gesamtleben, Züge eines christlichen Sozialismus. Das ist sein gewaltiger Unterschied vom Luthertum. Bei uns bleibt die Kirche an der Schürze des Staates, steht überall in der Defensive, stärkt den Ordnungssinn und die

Ergebung, und so haben bei uns Verständnis für religiöse und kirchliche Dinge im Grunde nur die Konservativen, die auch den Nutzen davon haben. An diesem Punkte scheidet sich heute noch Genf und Wittenberg, Calvin und Luther: bei allem Großen, das wir Luthers freier, allen Zwang und alles Aeußere verschmähenden Innerlichkeit danken, und trotz der entsetzlichen Härte, mit der Calvin in Genf den Sieg des Gesetzes Christi durchsetzte, ist doch unleugbar, daß der Calvinismus gerade vermöge dieser Geschlossenheit und Härte in den großen weltgeschichtlichen Krisen den Protestantismus gerettet hat und daß ihm heute noch ein lebendigerer Fortschritt und ein engerer Zusammenhang mit den modernen politisch-sozialen Entwicklungen der führenden Völker beschieden ist als dem Luthertum.

Ernst Troeltsch

Karl Jordans Bergpredigt in Obersulzbach

Die „Bergpredigt" von Karl Jordan bildet seit wenigen Monaten neben einer „Kreuzigung" und einer „Auferstehung" des gleichen Meisters den schönsten Schmuck einer elsässer Dorfkirche. In der trostlosen Zeit vor funfzig Jahren hatte das alte an einen prachtvollen romanischen Turm angelehnte Schiff einem Neubau weichen müssen und war ein Saal geworden fast wie eine Laterne, mit übergroßen Fenstern, ohne jeden künstlerischen Charakter, ohne jede Stimmung, frostig, von erschreckender Dürftigkeit. Und jetzt ists, als ob der Raum ein ganz anderer geworden sei, ein Raum voll Wärme und Weihe, von ergreifender Beseeltheit, voll persönlichen Lebens: das große Bild im Angesichte der Gemeinde an der Altarwand, die, unten sich öffnend nach der Turmhalle, den Blick freigibt auf die Persönlichkeiten der Reformatoren im Glasgemälde, zieht zu sich heran und hebt die Herzen empor mit starker, ganz persönlicher Gewalt. Von dem Tage der Uebergabe dieser Bilder an die feiernde Gemeinde dürfen wir in unserm Lande eine neue und hoffentlich recht fruchtbare Zeit kirchlicher Bilderkunst und Ausmalung evangelischer Gotteshäuser rechnen.

Der klassische Boden des Elsasses, das so reich ist an Kleinodien kirchlicher Baukunst der Vorzeit, hat eine öde Reihe von Jahrzehnten der Entartung glücklich überwunden dank der opferwilligen Tätigkeit vor allem unseres unermüdlichen Professor Johannes Ficker. Von Anfang an galt bei diesem neuen Aufbauen die Arbeit auch der inneren Gestaltung des Kirchenraumes mit Farbe und schlichten Zierformen, und gerade in den letzten Wochen ist in den Vogesen ein Kirchbau eingeweiht worden, in dem die Malerei den ganzen Innenraum einheitlich, mit Motiven aus dem heimatlichen Walde geschmückt hat. Das figürliche Element hat bisher nur im Glasgemälde der Fenster seine Stelle finden können, in ausdrucksvollem Einzelmotive oder in wenigen feierlichen geschichtlichen Gestalten. Jetzt ist es gelungen — zum ersten Male konnte es gewagt werden — in dieser Richtung noch einen Schritt vorwärts zu tun zur Innenausstattung unserer gottesdienstlichen Gebäude mit monumentalem Figuralschmuck der Wandflächen. Möchte die Frühlingsstimmung, die so verheißungsvoll über dem Hauptbild der Obersulzbacher Kirche, im elsässischen Hanauerland, liegt, den Anbruch kunstfroherer Tage im Protestantismus unserer Heimat verkündigen!

Was Karl Jordan, der an der Straßburger Kunstgewerbeschule wirkt, mit so viel Liebe und Hingebung an den mächtigen Stoff uns in der „Bergpredigt" gegeben hat, ist ächte evangelische Kunst, ohne archaisierende Reflexion und Künstelei, das ewige Evangelium in der Gegenwart. „Er ist mitten unter uns getreten" — das ist mit tiefer Innigkeit und schlichter, unmittelbarer Selbstverständlichkeit, wie sie auch Uhde in manchen Bildern so glücklich getroffen hat, dargestellt. Bauern des Hanauer Landes mit ihrer ganzen charaktervollen Eigenart hat Jordan vor uns gestellt, wie sie der unvergänglichen Rede des Herrn lauschen. Den Hintergrund bildet mit dem von den Vogesen auslaufenden Bergzuge ihr eigenes Dorf Obersulzbach

im weißen und roten Blütenschimmer der Maienzeit, die das Heilandswort tröstend und lebenweckend auch in ihre Herzen hineintragen will. So grüßt der Prediger, dessen Rede gewaltiger war als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, über Chor und Altar der Kirche den eintretenden Gläubigen, Hirten und Herde.

Zwar kann die Wiedergabe die Wirkung des farbenprächtigen Urbilds nur ahnen lassen, doch wird auch sie nicht leer zurückkommen und den Lesern der Christlichen Welt eine stille Freude bereiten. Adolf Jacoby

Wir und die Jugend

Vgl. Pöhlmann „Vom Kinderglauben zum Männerglauben." Monatsblätter für den evangelischen Religionsunterricht, herausgegeben von Spanuth. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. II, 2, 3 u. 5.

Wenn unsere Sache eine Zukunft haben soll, so brauchen wir vor allem die Jugend. Die Jugend zu gewinnen ist aber gar nicht so einfach, wie einige Optimisten denken. Damit, daß unsere Gesinnungsgenossen immer mehr die Katheder der Schulen erobern, ist es noch lange nicht getan. Da heben erst die Schwierigkeilen an.

Gewiß ist es eine Erlösung für unsere Jungen, die den Unterricht in der älteren Weise mehr oder weniger mit teilnahmloser Ergebung über sich ergehen ließen, wenn unsere neue Art mitten hineintritt in ihre Gedankenwelt und tausend Verbindungsfäden anknüpft mit ihrem sonstigen Denken und Leben. Da sind sie munter bei der Sache, und aufatmend flüstern sie von Bank zu Bank: Das hat doch Hand und Fuß; dabei kann man sich doch was denken. — Wenn es nur nicht so häufig bei dem bloßen „Denken" bliebe!

Wir Neueren sind ja in hohem Grade Intellektualisten. Wir wissen, daß das unsere Stärke ist. Das Beste, was wir gewonnen haben, verdanken wir der Wissenschaft und der Kritik. Und man kann nicht im Geiste der neueren Theologie reden und wirken, ohne wissenschaftlich zu denken und ohne kritische Maßstäbe anzulegen. Das ist aber zugleich unsere Schwäche, vor allem bei unserer Arbeit mit unreifen Menschen. Es ist ein merkwürdiges psychologisches Gesetz, daß bei unreifen Menschen die Kritik viel besser haftet als die Position und daß von den Positionen wieder diejenigen, die in die Sphäre des Intellekts gehören, sich viel besser einprägen als die mit dem inneren Leben zusammenhängenden zarteren Dinge. Darum schelten uns ja die „positiven" Theologen gerne Zerstörer und sehen in uns bloß den Geist, der stets verneint.

Und manchmal ist man wirklich versucht zu fragen, ob nicht die Alten in ihrem Umgang mit Menschen ohne Reife vor uns im Vorteil seien. Sie schieben den Leuten mit ihrem schwerfälligen dogmatisch-mythologischen Kram harte Nüsse in die Tasche. Mancher sucht diese Nüsse vergeblich zu knacken und wirft sie schließlich weg; Viele aber tragen sie lange mit sich herum im Leben, entdecken sie eines Tages und schlagen sie sich doch noch einmal auf an dem harten Stein irgend einer Not. Da kommt dann der wunderbare Kern zum Vorschein, der doch von Anfang an geheimnisvoll in der Schale eingebettet lag. Wir aber, wir Neueren, öffnen die Nüsse alle gleich vor den Augen der Leute, und sie freuen sich daran, nehmen auch den einen oder anderen Brocken vom Kern, — der Rest verfliegt im Winde. Schließlich bleibt in den Menschen selber oft nicht viel mehr als die Erinnerung: die Nuß ist zerschlagen.

Es ist die alte Geschichte: die höchste Wahrheit ist zart wie das Farbenspiel auf Schmetterlingsflügeln. Es gehören unglaublich feine Finger dazu, sie ruhig zu fassen und unverletzt festzuhalten. Wer das nicht kann, muß sich begnügen, durch schützendes Glas die tote Herrlichkeit zu beschauen.

Das ist eine Schwierigkeit, die unserer neuen Art auch sonst anhaftet. Sie macht uns aber beim Jugendunterricht ganz besonders zu schaffen und bereitet uns dabei oft recht viel Herzeleid.

Der Schüler gehört in erster Linie zu den Menschen ohne Reife, bei denen Kritik und Verstandesdinge gut haften, während das Beste, das Zarteste leicht verweht wie Blumenduft. Die größeren Schüler vor allem sind die geborenen Rationalisten. Nicht als ob ihnen die Seele fehlte; aber die liegt tief verschlossen — fast noch im Dämmertraum — unter dem Verstande. Diese jungen Leute sind sonderbare Doppelwesen; sie sind Rationalisten und Romantiker in einer Person, aber zwischen diesen beiden Seiten ihres Wesens klafft ein schier unüberbrückbarer Spalt. Der Lehrer bekommt es fast immer bloß mit dem Rationalisten zu tun und findet den Zugang kaum zu dem Romantiker, der tief in der Seele — fast unter der Schwelle des Bewußtseins — ein lichtabgewandtes, geheimnisvolles Dasein führt. Es ist, als ob mit dem Wachstum des inneren Menschen die Kindesseele aus ihrer stillen Harmonie sich gelöst und zu dem merkwürdigen Doppelwesen gewaltsam differenziert hätte. Das wilde Gewoge des inneren Lebens, das täglich stärker wird, beunruhigt das junge Menschenkind und droht ihm über den Kopf zu wachsen. Darum stößt es die wilden Geister mit aller Gewalt in die tiefsten Kammern des Herzens hinab. Der Kopf aber soll frei bleiben und soll zunächst einmal die platte Wirklichkeit des Daseins mit möglichst nüchterner Ruhe und darum in möglichst einfacher Form erfassen. Es kommt dazu, daß fast alle jungen Leute — auch die „offenen" Jungen — eine Periode des Mißtrauens durchmachen, in der sie alle ihre Träume und Schmerzen und Hoffnungen scheu zurückhalten, zumal diese häufig an das streifen, was die Großen „Sünde" nennen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß selbst sehr milden Pädagogen dieses Mißtrauen entgegengebracht wird. Aber viele — auch kluge — Erzieher merken das kaum und ahnen gar nicht, was unter dem Kopf des Jungen noch wühlt und gährt. Denn der Kopf tut vor uns alle seine Fensterläden fröhlich auf und läßt voll Lichtbegierde den Sonnenschein ein, den wir zu bringen haben. Sobald wir aber die Brücke zum Herzen betreten wollen, um unsere zartesten Wahrheiten hinüberzuschmuggeln, — da fällt vor unseren Augen ein schwerer Schlagbaum nieder: Nur nicht da hinein, das könnte einen schlimmen Aufruhr geben!

Hier erhebt sich für unseren Unterricht die schwierigste, zeitgemäßeste und nötigste Aufgabe, — die müssen wir lösen, wenn wir unsere Jugend durch unsere neue Weise nicht innerlich ärmer, sondern reicher, so reich machen wollen, wie wir sie machen könnten: wir müssen die Brücke vom Kopfe zur Seele des Schülers finden, wir müssen den Weg zu jenen ängstlich verschlossenen innersten Tiefen finden, um unser zartes Pflänzchen Religion nicht bloß in das Wasserglas des Verstandes zu stellen, in dem es bald welk wird, sondern in den fruchtbaren Boden der Seele einzupflanzen, in dem es allein Wurzel zu schlagen und sich zu entfalten vermag.

Professor Pöhlmann-Nürnberg zeigt uns einen Weg zur Lösung dieser Aufgabe in seinem oben angeführten Aufsatz, der uns zu unseren Erwägungen Anlaß gibt. Indem er die Geister des Innern herauslockt, sucht er den Zugang zur Seele zu gewinnen. Er hat eine große Reihe von Schülern der verschiedensten Altersstufen veranlaßt, sich über ihre innersten Gedanken auszusprechen, und teilt uns ihre Aeußerungen im Auszug mit. Er ließ sie einmal schriftlich die Frage behandeln: „Was war Jesus und was haben wir ihm zu verdanken?", indem er besonders darauf Bedacht nahm, „daß alles harmlos und sorglos geschehen konnte." Außerdem sind ihm im Laufe des Jahres von zahlreichen größeren Schülern (15.—21. Lebensjahr) 400 Fragen schriftlich und anonym gestellt worden.

In den Urteilen über Jesus freilich hält sich die Seele noch in bemerkenswerter Weise zurück. Es lag ja wohl mit im Thema, daß hier noch immerhin wenig der ureigenste innerste Mensch, sondern vorwiegend Erinnerungen an alle die schulmäßig erlernten und erklärten Dinge, aber auch viele anderwärts aufgefangene Urteile zu Worte kommen. Das eigene Urteil fehlt keineswegs, ist oft auffällig reif, aber doch fast durchweg intellektuell begründet. Immerhin ist es schon eine rechte Freude zu sehen, was da erreicht worden ist. Ich zitiere hier nur ein paar Sätze aus der Klasse VI A (etwa 15. Lebensjahr), die mich durch ihre relativ große Reife besonders überrascht hat:

„Ein dreieiniger Gott und doch nicht aus drei Teilen bestehend, ich verstehe das nicht. Mit dem Verstande wird man nie ergründen können, wer Christus war, aber das Gefühl wird uns sagen, ob Christus Gottes Sohn ist. Und er ist Gottes Sohn. Zu verdanken haben wir Jesu viel, ob er nun Gottes Sohn war oder nicht.“ — „Gleich einem riesigen, glühenden Meteor, der aus dem weiten Himmelsraum auf die Erde herniederfährt und sie in ihren Fugen und Grundfesten erschüttert, tauchte Jesus unter der Menschheit auf. Wie rasch erbleicht neben ihm der Stern des großen Alexander. Wie kleinlich nimmt sich der große Franzosenkaiser neben ihm aus!“ — „Das Eigenartige, was an Jesus auffällt, ist: sein erster und letzter Gedanke ist Gott, er ist gleichsam in Gott, seine Luft ist Gott.“

Auch das, was wir aus den oberen Klassen hören, ist recht gedankenreich und mannigfaltig. Wen es angeht, der mag es an Ort und Stelle nachlesen. Trotzdem ist es bezeichnend, wie selten eine wirklich innere Auseinandersetzung mit Jesus stattfindet, wie wenig das eigene Wesen und die eigenen Erlebnisse hier mit Jesus in Beziehung gebracht werden, wie wenig dabei das innere Auge aufleuchtet. Sie reden viel und gut von all dem, was sie Jesus „verdanken“, man spürt aber wenig von unmittelbarer Wärme der Dankbarkeit, von der sicher Mancher Spuren tief in der Seele trägt.

Näher ans Herz des Schülers bringen uns die vierhundert Schülerfragen. Auch hier natürlich viele rein intellektuelle Fragen, Fragen nach Spiritismus und Freimaurertum, nach Haeckel, Darwin, Kant und Sokrates, und oft das begreifliche Verlangen nach zuverlässigen „Beweisen“. Aber daneben doch nicht wenig Fragen, die unmittelbar aus der Seele aufgestanden sind:

„Das Christentum ist Lehre und Kraft. Kann man nicht auch ohne Lehre zur Kraft kommen?“ — „Kann man für Verstorbene beten?“ — „Ist der Verkehr junger Männer mit jungen Mädchen vor- oder nachteilig?“ — „Jesus sagt: Liebet eure Feinde. Kann ich gezwungen lieben?“ — „Warum beten wir zu Gott, dem Urgrund des Alls, der uns doch auch ohne Gebet alles gewährt?“ — „Wie ist über das Zeitunglesen in sehr frühem Alter zu urteilen?“ — „Kann uns nicht das Leben in Verhältnisse bringen, welche uns zum Selbstmord berechtigen?“

Genug. Hier liegt die Schülerseele offen zu Tage. Hier ist der Punkt, wo der Religionslehrer zum Seelsorger wird. Er muß es auch dann werden, wenn er den Schüler noch garnicht religiös beeinflussen, sondern nur zur Reife des Urteils erziehen will. Denn zur Reife des Urteils in religiösen Dingen genügt nicht die Reife des Intellekts; der innerste Mensch muß dabei mitreden können.

Pöhlmann hat uns in dankenswerter Weise gezeigt, wie man diesen innersten Menschen im Schüler, der so ängstlich schweigt, zum Reden bringen kann. Und nun, ihr Lehrer und Eltern im Land und alle, die ihr die Jugend lieb habt, tut es ihm nach und sinnt und sucht, wie ihr an diese tiefverschlossenen Herzen herankommt, damit ihr ihnen langsam ein Stück und immer wieder ein Stück gebt von der Kraft und von dem Glück, das ihr selber in euch tragt.

Das Gros der Jugend werden wir freilich niemals auf unserer Seite haben. Es soll wohl so sein, daß die Gottesgedanken in der zarten und reinen Form, die wir suchen und hier und da schon haben, nur einem beschränkten Kreise gottbegnadeter Menschen zugänglich sind.*) Wir können nicht durch raffinierten Unterricht die ganze Jugend allmählich zu unserem freien Christentum zwingen. Das aber, was wir auf jeden Fall erreichen müssen, ist dies: daß wenigstens diejenigen, die von Haus aus den Beruf dazu in sich tragen, die Unseren werden und daß die Anderen mit Hochachtung von uns scheiden und mit dankbarer Erinnerung an uns ihre Straße ziehen.

Reinhard Liebe

*) Verfasser obigen Artikels hat seine besonderen Gedanken darüber im 2. Heft des laufenden Jahrgangs der „Religion und Geisteskultur“ niedergelegt. Der beachtenswerte Artikel ist überschrieben: Die Verschiebung der religiösen Lage und der Staat. Wenn sich Raum und Gelegenheit bietet, würden wir uns gerne damit auseinandersetzen.

Zu der Enquete des Professors Pöhlmann unter den Schülern der Oberrealschule in Nürnberg kann ich die Bemerkung nicht unterlassen, daß mir etwas Interessanteres lange nicht vorgekommen ist. Und wem ich davon Mitteilungen machte, der hat sich ebenso sehr dafür interessiert. Es wird Niemanden reuen, sich die Hefte kommen zu lassen. Die Untersuchung ist von so glücklicher Hand und unter so günstigen Umständen erfolgt, wie sie bei der so naheliegenden Versuchung zur Nachfolge selten genug gegeben sein werden. R

Aus Konstantinopel

Der Kampf zwischen dem ökumenischen Patriarchen zu Konstantinopel und dem Patriarchen von Jerusalem — Sieg des Patriarchen Damianos

Der erbitterte Kampf zwischen dem ökumenischen und dem jerusalemischen orthodoxen Patriarchen ist aus. Der Jerusalemer Patriarch Damianos behauptete seine Stellung gegen seine Synode und gegen die Bestrebungen des Patriarchen Joachim III. mit solcher Hartnäckigkeit, daß diese beiden schließlich nachgeben mußten. Die Delegation der arabischen Orthodoxen, von der ich in meinem letzten Briefe (Nr. 8) gesprochen hatte, vertritt hier die nationalistischen Interessen ihrer Glaubensgenossen bei der Hohen Pforte. Die arabischen Orthodoxen von Jerusalem und der Umgegend blieben ebenfalls nicht untätig. Schon am Tage der Epiphanie (am 6. Januar nach julianischem Kalender) besetzten sie die großen orthodoxen Klöster von Bethlehem und Lydda und die Schule von Joppe. Die Klagen und die Bitten des von der Synode zu Jerusalem gewählten Locum tenens blieben vollständig erfolglos und der Patriarch Damianos wurde von Jerusalem nicht entfernt. Die griechische oppositionelle Geistlichkeit des heiligen Grabes samt der Synode und dem Locum tenens wandten sich an den ökumenischen Patriarchen und an seine Synode. Sie schickten auch dem Patriarchen von Alexandrien eine Einladung. Der ökumenische Patriarch wollte aber die Angelegenheit selbst in die Hand nehmen und damit seine Hegemonie über die anderen orthodoxen Patriarchate durch die Tat beweisen. Dieser sein Wunsch wurde durch die Entsendung einer türkischen Untersuchungskommission nach Jerusalem gestört. Die Kommission, die aus zwei Türken und einem Griechen gebildet war, stand unter dem Vorsitze des bekannten Walis von Syrien, Nasim Pascha, der während der armenischen Metzeleien Polizeiminister war. Die beiden Patriarchate protestierten umsonst gegen die Entsendung dieser Kommission mit der Begründung, daß die ganze Frage eine rein kirchliche sei. Die Kommission hatte den Auftrag, den Frieden in Jerusalem herzustellen und die dem Patriarchen von Jerusalem verliehenen Privilegien zu studieren.

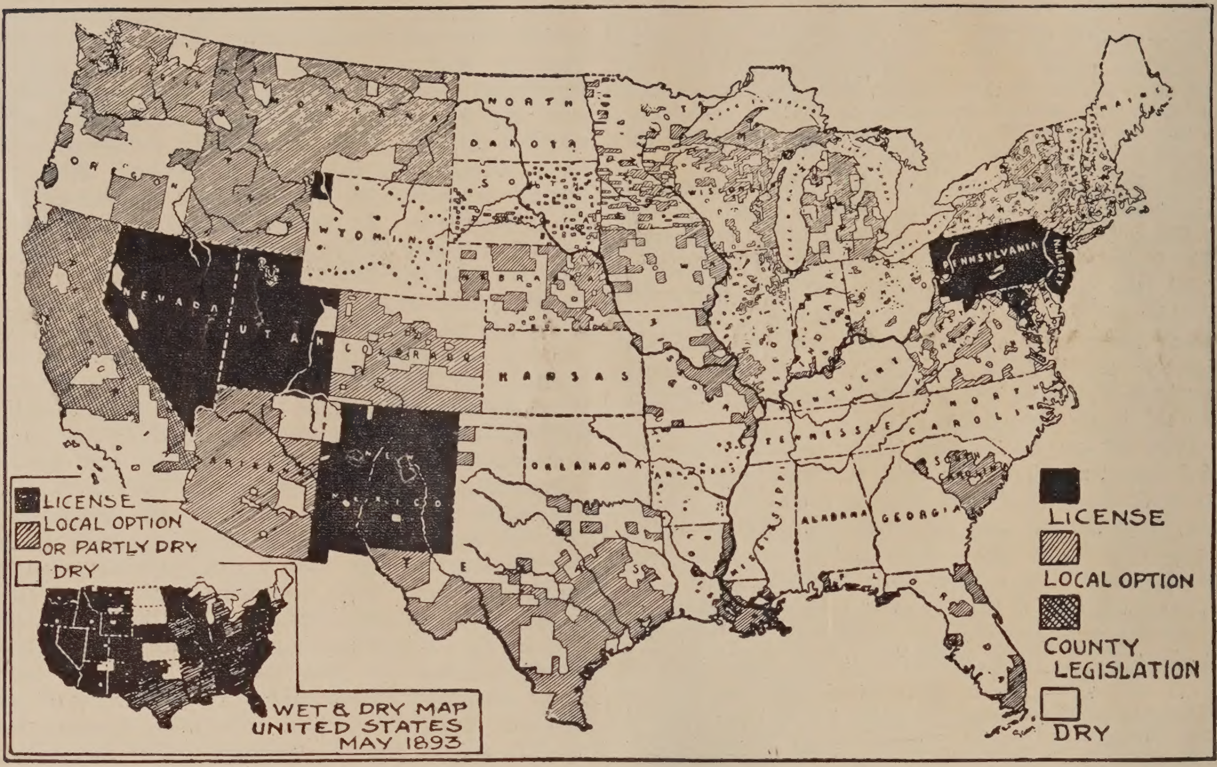
Es gelang ihr, die empörten griechischen Mönche und die Mitglieder der Synode zu überzeugen, daß sie die Opposition aufgeben und den Patriarchen Damianos wieder anerkennen müßten. Das war der Wunsch des Großvesirs, der auf diese Weise das Blutvergießen in Jerusalem verhüten und die Intervention des ökumenischen Patriarchen beseitigen wollte. Die Regierung und der Patriarch Damianos erreichten ihren Zweck. Das ökumenische Patriarchat erlitt eine furchtbare Niederlage auf der ganzen Linie. Die griechische Geistlichkeit ergab sich dem Patriarchen Damianos auf Gnade und Ungnade. Sie haben nicht einmal die Motive ihrer Haltung dem ökumenischen Patriarchen telegraphiert. Es war darum nicht verwunderlich, daß in der heiligen Synode des ökumenischen Patriarchats sich eine lebhafte Diskussion über diese Frage entspann und die Ansichten des Patriarchen und der Mitglieder der Synode so weit auseinander gingen, daß der Patriarch mit seine Demission drohen und die Sitzung aufheben mußte. Der ökumenische Patriarch will nach Ostern eine große Lokalsynode berufen, natürlich wenn er im Amte bleibt, wie es vorläufig wahrscheinlich ist, weil kein ernst denkender Grieche jetzt eine Patriarchenkrisis heraufbeschwören will. Der Patriarch will sogar eine Kommission ernennen, um die in dieser lokalen Synode zu verhandelnden Fragen zu studieren.

Das ökumenische Patriarchat hat bis jetzt mit seiner kirchlich-chauvinistischen Politik immer Schiffbruch erlitten, weil es unter dem geistlichen Mantel eine engherzige griechisch-nationalistische Politik getrieben und darum im Schoße der orthodoxen Kirche einen unauslöschlichen Haß entzündet hat. Joachim III. scheint die selbstmörderischen Erfolge dieser Politik noch nicht eingesehen zu haben. Wenn das ökumenische Patriarchat nicht zeitig genug begreift, welchen Wert für die verschiedenen orthodoxen Kirchen ihr nationaler Charakter hat, so werden diese Kirchen allmählich mit eigener Gewalt ihre Unabhängigkeit erzwingen und noch mehr dazu beitragen, daß der Oekumenismus in einen leeren Titel sogar im Schoße der orthodoxen Kirche verwandelt werde.

H T

Fortschritte der Trockenlegung in den Vereinigten Staaten von 1893 bis 1907

Vgl. 1908 Nr. 19 Sp. 464 ff.



Dem Literary Digest (New-York) entnehmen wir diese Karte. Sie spricht für sich selbst. Schwarz sind die Gebiete gezeichnet, in denen gegen Lizenzgebühr Alkohol verkauft werden darf (wet = feucht), weiß die Gebiete, in denen dies verboten ist (dry = trocken). Schraffiert sind die Gegenden, in denen die kleineren gesetzgeberischen Einheiten strichweises Verbot durchgesetzt haben.

Rede des Bischofs von Southwark

am Abend des 14. Juni in Berlin

Wenige Worte über unser Leben, die aus vollem Herzen kommen.

Ich spreche dabei nicht von der glänzenden Gastfreundschaft, die uns bewiesen worden ist, gekrönt heute durch den gnädigen Willkomm Seiner Majestät des Kaisers und Königs. Dies bedeutet sehr viel für uns und wird niemals vergessen werden; es ist herrlich, nein es ist mehr als herrlich, denn es ist wirklich freundlich, und wir sind gerührt durch diese Freundlichkeit. Ich will auch nicht von irgendetwas Persönlichem sprechen, obwohl eine jegliche Stunde dieser Tage irgendwelche persönliche Freundschaften geschmiedet hat. Es gibt viel, worin wir ungleich sind, viel, was uns trennt; aber wenn wir zusammentreffen, dann ist es mehr die Gleichheit als die Ungleichheit, die wir fühlen.

Wir sind gleich in einem großen Patriotismus. Unter den verschiedenen Arten von Patriotismus, die es in der Welt gibt, ist keiner stärker, als der Patriotismus von Deutschland und der Patriotismus von England. Beiden Ländern ist die Nation, die Patria, das Vaterland ein teurer und lieber Name.

Was hat uns der Patriotismus gelehrt? Er hat uns gelehrt, uns selbst zu vergessen und einer gemeinsamen Sache zu dienen. Soll uns nicht der Patriotismus lehren, auf dieser guten Straße vorwärts zu schreiten? Sollen wir dem Patriotismus dadurch danken, daß wir seine Lehre vergessen? Ich frage: gibt es nichts noch Größeres als die einzelne Nation, wie groß und wie historisch sie auch sein mag? Ich antworte — wir müssen antworten: Ja, es gibt größere Einheiten. Das Christentum Europas ist solch eine größere Einheit; die menschliche Rasse ist eine zweite; und das Königreich Gottes auf Erden ist noch eine dritte! Loyalität gegenüber dem Lande ist hehr, aber es gibt noch andere Arten von Loyalität! Patriotismus ist ein edles Ideal, aber laßt es uns nicht zu einem Idol machen! Es gibt keinen Grund, warum wir dies tun sollten. Jede Nation ist für den Dienst an der Menschheit und den Dienst an Gott bestimmt.

Aber Nationen werden getrennt: getrennt durch Sprache, durch Geschichte, durch Rivalität, durch Argwohn. Patriotismus macht selbstsüchtig, und wenn selbstsüchtig, dann macht er mißgünstig.

Erlauben Sie mir ein Gleichnis. Ich lebe in London — einer Stadt, die durch einen großen Fluß in zwei Teile geteilt ist. Es gab eine Zeit, in der es nur eine Brücke gab, um über den Fluß hinüberzukommen. Der Vorschlag, eine zweite Brücke zu bauen, wurde damals als eine öffentliche Gefahr angesehen. Jetzt ist die Themse überspannt durch Brücke auf Brücke, und London nördlich der Themse und London südlich der Themse sind eine Stadt, obgleich jeder der beiden Teile seinen eigenen Patriotismus hat. Wir brauchen Brücken, die die Kluft überspannen, die Deutschland und England trennt. Und sie werden gebaut. Unsere Herrscher haben eine Brücke gebaut durch ihren Austausch und ihre Besuche. Der Handel baut seine eigene Brücke, stark und breit. Aber zwei Brücken gibt es in unserer Zeit, die vielleicht die besten von allen sind. Die eine ist erbaut aus Arbeit: die Männer des Handwerks in den zwei Ländern lernen es, sich zu verstehen und für einander zu fühlen. Die andere Brücke ist diejenige, an der wir jetzt hier arbeiten: die Brücke des religiösen Glaubens und des religiösen Gefühls. Kann Irgendetwas wichtiger sein in der Welt, als diese beiden Brücken, Arbeit und Religion? Kann Irgendetwas mehr dazu beitragen, einander zu verstehen und zusammenzuhalten?

Deswegen wollen wir unsere Brücke bauen.

Ich habe gehört, daß man sagte, diese Besuche würden etwas zu Gemeines; es wären zu Viele, die da kämen und hinübergingen. Ich leugne das. Wenn ein Seil stark sein soll, dann dreht man es aus vielen Fäden. Jeder einzelne Faden mag schwach sein, das Seil selbst ist stark und hält fest. Wir haben unser Seil, es ist haltbar, denn es ist geistig. In der Welt der Kräfte gibt es genug Maschinerie und genug materielle Kräfte. Diese Dinge sind enorm gewachsen während unseres Lebens. Was wir pflegen müssen, ist die geistige Kraft, welche Menschen zusammenbindet, Nationen eint durch ein inneres Band, stärker als Selbstsucht oder Ehrgeiz oder irgendwelche materiellen Dinge. Dies Seil laßt uns fester zusammenziehen für unsere gemeinsame Sache. Für eure und unsere.

Aber auch für die Sache der Welt. Denn es gibt schwächere Rassen, zurückgebliebene Rassen; es gibt Rassen, die unter der Tyrannei seufzen. Zwei Worte, gesprochen von Deutschland und England gemeinsam, würden stark genug sein, jede Tyrannei erbeben zu machen und Freiheit dorthin zu bringen, wo jetzt Unterdrückung herrscht.

Laßt Herrscher und Staatsmänner entscheiden für uns über unsere Streitmacht zu Wasser und zu Lande, aber laßt uns selbst darauf aus sein, den Geist zu schaffen, den diese Kräfte gebrauchen zum Segen und nicht zur Zerstörung, zum Leben und nicht zum Tode!

Das Alenu-Gebet

I, 1

1. Unsere Pflicht ist, zu preisen | den Herrn des Alls,
Zu geben Größe | dem Schöpfer der Welt;

2. Denn nicht machte er uns | wie die Völker der Länder,
Und nicht bestimmte [1]) er uns | wie die Stämme der Erde;

3. Denn nicht hat er bestimmt [1]) | unser Teil [2]) wie das ihre
Und unser Los | wie all ihre Menge;

4. Denn sie beten an | das Nicht'ge und Eitle
Und flehn zu den Nichtsen | zum Gott, der nicht hilft. [3])

2

5. Während wir uns beugen | und anbeten und danken [4])
Vor dem König | der Kön'ge der Kön'ge,

6. Dem Heil'gen, | gepriesen sei er,
Der ausspannt den Himmel | und gründet die Erde, [5])

7. Und sein herrlicher Sitz [6]) | ist im Himmel oben,
Und die Wohnung seiner Macht | in den Höhen der Höhen.

8. Er ist unser Gott, | es gibt keinen mehr, [7])
Wahrheit [8]) ist unser König, | nichts [9]) außer ihm.

9. Wie geschrieben ist in seinem Gesetz: [10])
„Und du sollst wissen heut' und nehmen | dir zu Herzen,
daß Jahve ist der Gott | im Himmel oben
und auf Erden unten | gibts keinen mehr.“ [11])

II, 1

1. Darum harren [12]) wir dein | Jahve, unser Gott,
Zu sehen dich eilends | im Schmuck [13]) deiner Stärke,

2. Zu beseitigen [14]) Götzen | weg von der Erde,
Und die Nichtse | vertilgt soll'n sie werden;

3. Zu ordnen [15]) die Welt | durch das Reich des Allmächt'gen,
Und alle Menschenkinder | soll'n anrufen deinen Namen;

4. Zu wenden zu dir | alle Bösen der Erde.
Es soll'n erkennen und wissen | alle Bewohner des Erdkreises,

---

[1]) wörtl.: setzte. [2]) Jer. 10, 16. [3]) Vers 4 fehlt in den heutigen Gebetbüchern. Vgl. Jes. 31, 7. 45, 5. Varianten für die 2. Zeile: „und sie flehen | zu dem, der nicht hilft.“ Oder: „und sie flehen | zu den Nichtsen.“ Der oben gebotene Text ist derjenige der spanischen Juden (Sephardim). Der Vers ist weggelassen worden, weil man darin eine versteckte Beziehung auf die Christen sah und die Juden der Lästerung des Christentums beschuldigte. Nach V. 4 ist es üblich, eine Pause im Rezitieren des Gebets zu machen. [4]) oder: bekennen. [5]) Jes. 51, 13. [6]) Var.: „und der Thron seiner Ehre.“ [7]) Jes. 45, 5. Röm. Gebetbuch: „er ist Gott | es ist keiner mehr außer ihm.“ Gebetbuch des Rab Amram: „es ist kein andrer | es gibt keinen mehr.“ [8]) Jer. 10, 10. [9]) Ende, Nichtigkeit. [10]) 5. Mose 4, 39. [11]) Die spanischen Juden schließen hier das Gebet. [12]) Jer. 14, 22. [13]) Jes. 60, 7. [14]) d. h.: wir harren auf das Beseitigen, nämlich durch dich, . . . [15]) aus der Verwirrung in Ordnung zu bringen, zurecht zu bringen.

2

5. Daß dir | sich beugt jedes Knie,
daß dir schwört | jede Zunge. [16])

6. Vor dir, Jahve, unser Gott, | soll'n sie sich beugen und niederfallen
Und der Ehre deines Namens | Verehrung zollen,

7. Und aufnehmen sie alle | das Joch deines Reiches,
Und du sollst herrschen über sie | eilends für immer und ewig;

8. Denn das Reich, | dir gehört es,
Und in alle Ewigkeiten | wirst du herrschen in Ehre;

9. Wie geschrieben ist in deinem Gesetz: [17])
„Der Herr wird herrschen | für immer und ewig.“

Und es ist (an einer andern Stelle) gesagt: [18])
„Und es wird Jahve sein ein König | auf der ganzen Erde,
An diesem Tage | wird Jahve sein einer | und sein Name einer.“

Dies Gebet findet sich in den heutzutage geläufigen jüdischen Gebetbüchern z. B. an folgenden Stellen: 1) im Morgengottesdienst der Werktage, ebenso im Vesper- und im Abendgottesdienst der Werktage, 2) im Abend- und im Vespergottesdienst des Sabbats und im Musaphgebet (d. h. dem hinzugefügten, dem Extragebet) des Sabbats, das im Anschluß an den Morgengottesdienst des Sabbats gebetet wird, 3) im Musaphgebet des Neujahrsfestes, 4) im Vespergottesdienst und im Morgen- und Abendgottesdienst des Versöhnungstages. Man sieht also, wie geläufig dies Gebet den Juden ist. Die Juden halten es für besonders schön. Es stammt in seiner jetzigen Form vielleicht noch aus talmudischer Zeit, also aus der Zeit bis etwa 500 n. Chr. Das Gebet hat poetische Form. Je 2 Viererzeilen gehören, wie der Parallelismus der Glieder zeigt, zusammen. 8 solcher Zeilenpaare bilden den ersten, 8 den zweiten Teil des Gedichtes. Jeder Teil wird durch ein Bibelzitat abgeschlossen. Außerdem zerfällt jeder Teil in 2 Unterteile, die sich deutlich durch ihren Inhalt abheben. Jedesmal hat der erste Unterteil negativen, der zweite positiven Charakter. Die beiden Hauptteile unterscheiden sich dadurch, daß der erste die Gegenwart, der zweite die Zukunft betrifft, also eschatologischen, messianischen Inhalt hat. Ein weiterer Unterschied der beiden Hauptteile ist der, daß der erste von Gott in dritter Person redet, also mehr den Charakter der Predigt, der Lehre hat, während der zweite Hauptteil Gott anredet, also ein Gebet im eigentlichen Sinne ist. Besonders langsam und wuchtig sind die Verse 5 und 6 der beiden Teile zu sprechen, wie das Metrum zeigt.

Im siebzehnten Jahrhundert hat man sich darüber gestritten, ob das Gedicht versteckte Beziehungen zum Christentum, Lästerungen Christi, enthalte. Durch Zahlenspielerei (Gematrie) wollte man das herausfinden. Wohl schwerlich mit Recht. Das Gedicht wird seine Spitze zuerst und zunächst gegen das Heidentum kehren. Sollte die göttliche Verehrung Christi auch mit gemeint sein, möglicherweise auch die Heiligenverehrung der katholischen Kirche und Aehnliches, so würden wir heutigen Christen das deswegen nicht als „Lästerung“ brandmarken, weil wir selber immer deutlicher erkannt haben, daß in der Logoslehre heidnische Elemente stecken, mag auch die göttliche Verehrung Christi noch so viel religiös Wertvolles enthalten.

Geben wir uns dem Eindruck, den das Gebet macht, unbefangen hin, so ist deutlich, daß die Juden ein Recht haben, sich als die Verehrer des wahren Gottes im Unterschied von den Götzendienern zu fühlen. Wir teilen ihre Hoffnung auf das „Reich des Allmächtigen“. Wie II, 7 und II, 8 vor allem an Worte Christi erinnern, so beten auch wir Christen (vgl. II, 8) „Dein ist das Reich“ und „Dein Reich komme“ und verstehen doch sicherlich darunter auch die Verbreitung echter Religion, der Verehrung des einen, wahren Gottes. Das jüdisch Partikularistische fehlt in dem Gebet.

Daß etwa, wie mancher in jüdischer Sprech- und Denkweise unbewanderte Christ meinen könnte, II, 8: „Dein ist das Reich“ oder die Worte von dem „Joch des Gottesreiches“ beeinflußt wären vom Vaterunser oder überhaupt von den Worten Jesu, ist undenkbar. Vielmehr liegt es sicher umgekehrt: diese Worte Jesu sind echt jüdisch, mögen auch die Gedanken, die er

---

[16]) Jes. 45, 23. [17]) 2. Mose 15, 18. [18]) Sach. 14, 9.

damit verband, z. T. abweichen von denen seiner Zeitgenossen. Die zahlreichen Beziehungen des Gedichtes zu den alttestamentlichen Propheten beweisen, daß das rabbinische Judentum durchaus einseitig beurteilt wird, wenn man diese Beziehungen ignoriert und in der Beurteilung des Rabbinismus zu gering veranschlagt. Fiebig

Verschiedenes

Die Ausgrabungen in Palästina und das Alte Testament. Von H. Greßmann. Religionsgeschichtliche Volksbücher III 10. Tübingen, J. C. B. Mohr 1909. 48 S. 70 Pfg.

Eine höchst dankenswerte Uebersicht über das nach der einen Seite so überraschend reiche, nach der andern so betrübend ärmliche Ergebnis der umfassenden Ausgrabungen, die seit fast zwei Jahrzehnten in Palästina durchgeführt worden sind. Zwischen „Einleitung" und „Schluß" behandelt Greßmann seinen Stoff in drei Abschnitten: 1. Geschichte der Ausgrabungen, 2. Die literarhistorischen Funde, 3. Die religionshistorischen Funde. Die Ueberschriften sind nicht eben glücklich gewählt; „Inschriftenfunde" und „Kultische Funde" wäre bezeichnender. Die „kulturhistorischen Funde" sind im „Schluß" kurz berührt. Erwünscht wäre eine etwas ausführlichere Behandlung der Lebensweise der alten Kanaaniter und zwar zu Anfang, als Grundlage für Schrifttum und Religion. Im übrigen bietet Greßmann auf knappem Raum sehr viel in möglichst zuverlässiger, sorgsam durchgeprüfter Fassung. Vielleicht hätte er noch etwas weniger Schlüsse ziehen, noch mehr auf die Darbietung des Stoffs sich beschränken sollen, namentlich, was die Abwägung der Kultureinflüsse von Babylonien und Aegypten her angeht. Für die meisten Schlüsse fehlen uns da noch die entscheidenden Bindeglieder. So wird, was Greßmann S. 14f. über das Alter der phönizischen Schrift vorträgt, erst dann bewiesen sein, wenn Keilinschriften in kanaanäischer Sprache aufgefunden sein werden. Ins Einzelne zu gehn, ist hier nicht am Platze. Das umfassende und zuverlässige Buch des französischen Dominikaners Vincent verdient wohl eine höhere Einschätzung als ihm S. 7 zu Teil wird. Abbildungen lassen sich bei solchem Gegenstand schmerzlich vermissen.
Karl Budde

Orientalische Reisebilder. Von Wienand. Leipzig, Wallmann 1908. 125 S. 4 Mk.

Die leichtgeschürzte, harmlos launige Beschreibung der Europa- und Orientreise eines poetisch angehauchten deutschamerikanischen Pfarrers. Irrtümer, Hör- und Druckfehler sind recht zahlreich. Einen gewissen Wert hat nur der Bericht über die neun Tage von Damaskus über Banias, Tiberias, Nazareth usw. nach Jerusalem, weil der Verfasser sie im Sattel, aber ohne Zelte zurückgelegt hat, sodaß er mit seinem Führer, einem jerusalemischen Christen, und zwei Knechten überall Nachtquartiere aufsuchen mußte. Da ist er denn etwas mehr als bei der andren Weise mit den Bewohnern des Landes, meist Christen oder jüdischen Kolonisten, in Berührung gekommen, weiß aber fast noch mehr als von seinen Wirten von unbegehrten nächtlichen Besuchern der verschiedensten Gattungen zu erzählen. Mit lebhafter Zustimmung begrüße ich das Lob des Johanniterhospizes in Jerusalem, wo der erschöpfte Reisende rührende Pflege fand. Ein hübsches Loblied darauf schließt den Band. Möchte das Ehepaar Vester, das leider in diesem Frühjahr die Stelle geräumt hat, inzwischen würdige Nachfolge gefunden haben! K Budde

Palästina im Lichte der gegenwärtigen Orientkrise. Von Julius Böhmer. Gegenwartsfragen Heft 3. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1909. 43 S. 50 Pfg.

Welche Aussicht auf Bestand hat die durch die Julirevolution in der Türkei geschaffene Lage, und mit welchen Hoffnungen und Befürchtungen haben im besonderen wir Deutschen der Entwicklung der Dinge entgegenzusehen? Diese Fragen werden hier von einem genauen Kenner der Verhältnisse erwogen; daß nur Fragen gestellt und ihre Beantwortung meist in der Schwebe gelassen wird, ist durchaus ein Vorzug der Schrift. Da sie ihren Standpunkt in Palästina nimmt, bietet sie eine vorzügliche Ergänzung der Erörterungen in den Tageszeitschriften, die sich meist auf Konstantinopel beschränken. Denn Palästina liegt im arabischen Gebiet, und daß in der Türkei 25 Millionen Arabern nur 13 Millionen Türken gegenüberstehen, bildet eine große Gefahr für die Einheit und Macht des Staates, die vielen noch nicht zum vollen Bewußtsein gekommen sein wird. In Palästina hat dazu die zionistische Bewegung mit ihren großen Landankäufen unter den Fellachen, die das Rückgrat der Bevölkerung bilden, eine Fülle von Zündstoff angehäuft, dessen Explosion von unübersehbaren Folgen sein kann. Endlich wird die Durchführung des jungtürkischen Programms mit seiner Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in dem religiös, national und sozial so arg zerklüfteten Lande und nicht zuletzt in Palästina den größten Schwierigkeiten begegnen. Und dabei geht uns Deutsche Palästina mehr an als alle anderen Länder des Ostens. Wirtschaftliche und ideelle Werte von größter Bedeutung sind in den — evangelischen, katholischen wie jüdischen — Unternehmungen dort angelegt, und vor allem hat die Archäologische Wissenschaft das höchste Interesse daran, daß ihren Forschungen kein Damm entgegengestellt werde. Darauf die Aufmerksamkeit weiterer Kreise gerichtet zu haben, ist das Verdienst der sehr lesenswerten Broschüre.
Ewald Stier

The Books of Job, Psalms, Proverbs, Ecclesiastes, and the Song of Salomon according to the **Wycliffe** Version etc. reprinted Oxford, of the Clarendon Press, 1881. XI, 300 p.

Jedem, der die englische Sprache kennt und liebt, sei diese umfassende Probe der Wycliff'schen Bibelübersetzung warm empfohlen. Nichts ist so geeignet wie dieses ehrwürdige Denkmal zugleich der englischen Sprache und der ernsthaftesten aller Vorreformationen in das Verständnis der schönen englischen Kirchensprache nach Klang und Sinn einzuführen. Eine geschichtliche und sprachliche Einleitung und ein Glossar am Schluß werden genügen, auch dem deutschen Leser den Weg zu bahnen. K Budde

Das Hibbert-Journal. Wir haben schon einmal (1905 Nr. 17) auf diese ebenso vornehme wie reichhaltige englisch-amerikanische Zeitschrift hingewiesen und möchten die Bitte, ihr auch in unsern Kreisen Beachtung zu schenken, von Zeit zu Zeit wiederholen. Sie selber nennt sich A quarterly Review of Religion, Theology and Philosophy. Diese Dreiteilung ist bemerkenswert und sie wird durchgeführt. Ein Stab hervorragender Mitarbeiter sorgt dafür, daß jedes der grünen Vierteljahrshefte (»Bücher müßte man angesichts der 240 Seiten sagen) mindestens einen bemerkenswerten Artikel bringt. In einer der letzten Nummern fanden sich William James, Fridtjof Nansen und Rudolf Eucken zusammen; eine andre brachte eine indische Kritik der falschen Lebensführung im Westen, die Aeußerungen eines chinesischen Staatsmannes über Christus, einen Artikel über Hegel (von James); das Aprilheft dieses Jahres beginnt mit dem Credo eines Ungenannten, dessen schönes Zeugnis für die originale Kraft und Selbständigkeit echten Glaubens es verdiente, weithin in unsern deutschen Kirchen gehört zu werden. Daneben finden sich in diesem letzten Hefte auch speziell theologische Artikel, so über Matthäus und Markus und über zwei Umstellungen im Johannesevangelium. Jedes Heft bringt außerdem Diskussionen über die angeschlagenen Themata, ferner literarische Kritiken, zuweilen sehr eingehender Art, und am Schluß eine Bibliographie, in der auch die deutschen Arbeiten aufmerksam verfolgt werden. Der Jahrespreis von 10 Mk. ist angesichts der vortrefflichen Ausstattung der Hefte (ich kenne keine andre Zeitschrift mit so splendidem Druck), von dem inhaltlichen Werte garnicht zu reden, nicht hoch zu nennen. Uns Deutschen muß die Weite des Blickes und die Größe des Interessenkreises an dieser Arbeitsgemeinschaft besonders wertvoll sein. Paul Jaeger

Kaiser Julians philosophische Werke. Uebersetzt und erklärt von Rudolf Asmus. Philosophische Bibliothek, Band 116. Leipzig, Dürr 1908. 231 S. 3,50 Mk.

Von einem Sachverständigen wird hier eine Auswahl von Werken des letzten heidnischen Kaisers († 363) in einer getreuen, manchmal fast zu wörtlichen Uebersetzung geboten. Orientierende Einleitungen — wertvoll darin sind namentlich die Analysen des Gedankengangs — kurze erklärende Anmerkungen und ein Namen- sowie ein sehr dankenswertes Sachregister erhöhen die Brauchbarkeit. Bei dem Leser wird ein gewisses Verständnis der Kulturzustände des vierten Jahrhunderts nach Christus vorausgesetzt werden müssen, sonst nur eine gerade heut nicht seltene Bereitwilligkeit sich in seltsame Ergüsse eines uns recht fremd anmutenden Geistes ernstlich zu vertiefen. Dann verlohnt sich aber die Lektüre selbst ohne Gegenüberstellung christlicher Reden aus der gleichen Zeit und in gleicher Höhenlage; denn dieser Kampf eines begabten und nicht unsympathischen Menschen um eine abgestorbene Frömmigkeit, deren Unhaltbarkeit er selber spürt ohne es doch zugestehen zu wollen, hat ein eigenes Interesse; man kann daraus auch lernen, welche Art von Vermittlungstheologie ganz hoffnungslos ist.
Adolf Jülicher

Jean Paul, der Verfasser der Levana. Von Wilhelm Münch. Die großen Erzieher, Band 1. Berlin, Reuther und Reichard. 1907. 237 S. 3, gebunden 3,60 Mk.

Es mag befremden, daß diese Sammlung von Erziehermonographien gerade mit Jean Paul eröffnet wird, der als Pädagoge vielleicht nicht minder vergessen ist wie als Romanschriftsteller. Macht man doch bei Büchern und Vorträgen immer wieder die Erfahrung, daß das größere Publikum nur dem Interesse entgegenbringt, was ihm bereits bekannt ist oder doch konventionelle Schätzung genießt. Jean Paul aber würde es schon verdienen, als Erzieher fortzuleben, wenn er nichts weiter geschrieben hätte, als die beiden Kapitel seiner Levana, die von der Individualität des inneren Preismenschen (Idealmenschen) und von der Bildung zur Religion handeln. Man stößt sich vielleicht an der Formlosigkeit, mit der Jean Paul seine sprung- und launenhaften Ideen vorträgt. Aber da das Lebendige der Erziehung nun doch einmal nicht in ein System zu bringen ist, so mögen dem denkenden Praktiker solche geistvollen und kernhaften Aphorismen, wie sie die Levana enthält, willkommener sein, als lange Deduktionen, die auf keine Wirklichkeit ganz passen. Immerhin wird ein Führer durch diese seltsame Schrift erwünscht sein. Münch hat mit großem Geschick die schwierige Aufgabe gelöst, den Gedankengang des Buches von allen Seiten zu beleuchten, ohne ihn zu systematisieren und ihm dadurch eine Form aufzuzwängen, die ihm fremd wäre. Er verbindet mit der Analyse sogleich eine Blumenlese der besonders bezeichnenden Aussprüche. Sodann erörtert er auf Grund der ausgebreitetsten Literaturkenntnis das Verhältnis Jean Pauls zu zeitgenössischen Pädagogen, wie Rousseau, Pestalozzi, Herbart, den Philanthropinisten, Neuhumanisten u. A. Auch Einiges über die philosophischen Einflüsse ist angedeutet. So darf man sagen, daß der Verfasser an einem begrenzten Stoffe mit großer Kunst eine Fülle von pädagogischen,

Durchblicken und Beziehungen eröffnet, und daß die liebevolle Wärme, mit der er sich in seinen Autor versenkt hat, wirklich Wertvolles zu Tage fördert. Alle wahren Erzieher werden sich bei der Lektüre des Buches eben von dieser Wärme berührt fühlen, die Münch mit Jean Paul selbst teilt, und die zuletzt aus der Beiden gemeinsamen verständnisvollen Liebe zur Jugend hervorgeht.

Eduard Spranger

Kleine Mitteilungen. Zu unsrer Freude können wir heute die viel bemerkte Ansprache bringen, die der ehrwürdige Bischof von Southwark beim Festmahl in Berlin gehalten hat. Unsre Leser wissen, daß der Redner ein und dieselbe Person ist mit dem Bischof von Rochester, der während des Burenkrieges mit dem Herausgeber jenen offenen Briefwechsel geführt hat: vgl. 1901 Nr. 29, 35 und 43. Daß inzwischen die anglikanischen Bischöfe auf ihrem Konvent in London die erfreuliche Konsequenz aus Besuch und Gegenbesuch gezogen haben, berichteten die Zeitungen.

Zu dem Artikel aus Konstantinopel sei noch nachgetragen: Dieser Brief aus Konstantinopel ist schon vor den griechischen Ostern geschrieben. Sein Inhalt wird nicht alle unsre Leser interessieren, aber er bringt den Abschluß des in Nr. 8 Sp. 180 ff. Berichteten.

Dem Aufsatz über das Alenu-Gebet wird eine Reihe von weiteren Mitteilungen aus dem Gebiete der jüdischen Religion und Theologie folgen.

Zu der Karte, welche den Fortschritt von prohibition in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zeigt, ein paar notgedrungene Bemerkungen. Die Bedeutung dieser gewaltigen Kulturleistung werden sich hoffentlich alle Verständigen auf die Dauer nicht verbergen lassen durch die Geschichtchen von Durchstechereien und Heimlichkeiten in den trockengelegten Gebieten. Solche Geschichtchen beweisen gar nichts auch wenn sie wahr sind, und das sind sie sicher oft genug. Unserm Trinkzwang steht drüben die Entalkoholisierung einer unermeßlich großen Atmosphäre gegenüber, in der Familie, Geselligkeit und öffentliches Wesen von da her ihren physischen und moralischen Charakter gewinnen. Der Vorhalt, den ich im Verständnis dieser Tatsache meinen deutschen Stammesgenossen in den Vereinigten Staaten gemacht habe (1908 Nr. 19), wird, wie ich zu meiner Genugtuung höre, jetzt auch von Professor Münsterberg bestätigt und wiederholt in seinem Werke „Aus Deutsch-Amerika" (Berlin, Mittler 1909; Kap. 5: Das Deutschtum und die Temperenz). Ich meine aber, wir müssen auch in der Heimat lernen. Zwar die Prohibitionsgesetze Nordamerikas brauchen wir nicht und wollen wir nicht; aber an der Entalkoholisierung unsres Volkslebens sollten die verantwortlichen Stände ernster arbeiten, als sie tun. — Zwei Bilder zur Illustration. Marburg feierte in diesen Tagen seinen 2000. Studenten. Mit Recht, denn es sind 2134 immatrikuliert. Wie feierte es? Die Stadt spendierte 100 Hektoliter Bier. Das war langer Ueberlegungen und Verhandlungen glorreiches Ende. Daß das Fest verregnete, war schmerzlich; aber das Bier mußte getrunken werden. Zur Ehre der Studentenschaft sei gesagt, daß sie diese Art Feier nicht begehrte. Sie schlug vor, die Stadt solle ein Stipendium stiften. Etliche begehrten ein Volksbad. Ein Volksbad wäre ein wirklicher Kulturfortschritt gewesen für Bürger- und Studentenschaft; auch war der Plan bei einigem Eifer recht wohl durchführbar. Aber nein, man sank immer wieder in die blöde Idee des Freibiers zurück, — und das mußte getrunken werden. Da ein Teil der Festgenossen jedenfalls dafür versagte, kam das zu vertilgende Quantum auf jene Auslese, welche die Gelegenheit, bis zur Sinnlosigkeit sich zu betrinken, niemals verachtet. Man kann also nur sagen: der letzte Zweck einer solchen Stoffbewilligung seitens der Stadt war die sinnlose Betrunkenheit von etlichen hundert Studenten. Der Effekt ist denn auch darnach gewesen. Und für wen sonst ein Schleier über dieser unwürdigen Sache lag, für den wurde der Ernst offenbar dadurch, daß ein Student, der keineswegs zu den berufsmäßig unsoliden gehörte, heimgekehrt in der Bewußtlosigkeit sich mit der Lampe verbrannte und daran starb. Vielleicht regt sich wenigstens um dieses Vorkommnisses willen das Gewissen in denen, die für solche Art Fest verantwortlich sind. Sie sollen aber nicht nur unruhig werden von wegen des armen Verbrannten, sondern sie sollen begreifen, daß die offizielle Verführung von Hunderten junger Leute zur sinnlosen Trunkenheit an sich selber schon ein Verbrechen ist. — Wenige Tage darauf feierte die hiesige amerikanische Kolonie (Studenten, Studentinnen, fast alles junge Leute, etwa 60 an der Zahl) ihr Unabhängigkeitsfest. Des Nachmittags Spiele, am Abend schlichtes Picknick mit Zitronenwasser, all das unvergleichlich heiter und lustig, zum Schluß zwei ihrer Grundrichtung nach ernste Reden, dann ging man fröhlich und gesund nach Hause. Um Gottes willen, wo ist da die höhere Kultur? Wo ist da die Zukunft? Wenn man auf dergleichen aufmerksam macht, wird man vielen guten Deutschen des Mangels an lokalem und nationalem Patriotismus verdächtig. Aber das ist nur ein Grund mehr, dieser Verkehrung der sittlichen Begriffe aus allen Kräften entgegenzuarbeiten.

Darüber fällt mir meine alma mater Lipsiensis ein und ihre 500-Jahrfeier, die bevorsteht. Aus allen Weltteilen werden sie kommen, um bei diesem Anlaß der deutschen Wissenschaft zu huldigen. Hoffentlich trägt man Sorge, daß nicht zuletzt der ganze Enthusiasmus in Alkohol ersäuft: man erzählt von der Jahrhundertfeier einer andern Universität heute noch davon schreckliche Dinge. — Gegenbeispiel. Cambridge in Massachusetts hat 90 000 Einwohner, darunter 4/5000 Studenten (Harvard). In der ganzen Stadt kein Saloon. Nun ist Boston nahe. Die Studenten könnten in Boston trinken. Vielleicht tun es manche. Aber die überwältigende Mehrheit tut es sicher nicht. Und eine Universitätsfeier in Harvard verläuft offiziell schlechterdings ohne Alkohol.

Der Schluß unsrer Artikel über Nord-Schleswig folgt in nächster Nummer.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Marburg. Nicht Dienstag 20. Juli, sondern Donnerstag 22. Juli 8 1/2 im Ritter: Voltaire und Rousseau über Religion.

Freunde evangelischer Freiheit Mittelrheingruppe. Coblenz Freitag 30. Juli abends 8 1/2 Uhr im Saale des Evangelischen Bürgervereins Altlöhetor, **2. Erörterungsabend** über: Unser Verhältnis zur Landeskirche (Ref. Dr. med. Keller-Coblenz). Nichtmitglieder können eingeführt werden.

Versammlungskalender

4.—17 August Ferienkurse Jena (11.—17. Religion und Religionsunterricht)
29. Aug. — 5. Sept. Welt-Friedenskongreß Stockholm
24.—27. September Evangelischer Bund Mannheim
21.—23. „ Deutscher Protestantentag Bremen
27.—30. „ Gustav Adolf Verein Bielefeld
28.—30. „ Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 7. Oktober Kongreß für Innere Mission Stuttgart
5.— 8. „ Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen (Holstein)
11. 12. „ Deutscher Evangelischer Kirchengesangverein Dessau

Stud. theol., VII. Semester, der bereits ein Jahr als **Hauslehrer** tätig war, sucht vom 1. August bis Ende Oktober gleiche oder ähnliche Stellung. Angebote unter **A. W.** an die Geschäftsstelle des Blattes.

Moose u. Farne

Wer sich eingehend über deren Entwicklung, Fortpflanzung, Verbreitung usw. unterrichten will, lasse sich das vorzügliche Buch von Prof. Dr. W. Migula, „Deutsche Moose und Farne" kommen (142 S., 50 Abb.). Zu bez. durch jede Buchh. oder gegen Einsendung von nur M 1.10 bzw. 1.50 geh. bzw. geb. franko vom Verlag **Strecker & Schröder, Stuttgart** K 20 der auch gratis u. franko illustr. Prospekt über die Sammlung „Naturwissenschaftliche Wegweiser" versendet.

Predigtamtskandidat sucht leichte **Hauslehrerstelle. E. 100.** Exp. der Christl. Welt.

Stellung

mit hohem Einkommen erhalten junge Leute jeden Standes durch Berufswechsel. Kurze Vorbildung gegen mäßiges Honorar. Viele Dankschreiben. Prospekte versendet die **Allg. Deutsche Kellnerschule in Magdeburg.**

Erholungsheim Anker

im Ostseebade **Henkenhagen** bei Kolberg

Freies Seebad. Großes Luft- und Sonnenbad im Walde

Spezialität:

Wärmekultur nach Dr. med. Winsch, Badearzt in Henkenhagen

Siehe die Schrift von Dr. Winsch: „Ueber Wärmekultur, ein Fortschritt der Lebens- und Heilkunst und ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen". 2. Auflage. 55 Pfg.

Prospekte gratis durch die Besitzerin **Frau Josefa Grube.**

Anläßlich der **Eröffnung der Tauernbahn** am 5. Juli (Salzburg-Badgastein-Triest) empfehlen sich den christlichen Familien die **Hospize** in **Badgastein, Helenenburg** und **Triest, piazza della chiesa evangelica 1, III.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Zeitschrift
für
Theologie und Kirche

Von **Johannes Gottschick** begründet

Organ für systematische und prinzipielle Theologie

herausgegeben von

D. W. Herrmann und **D. M. Rade**

Professoren der Theologie in Marburg

Neunzehnter Jahrgang. 1909. Viertes Heft.

Preis des Jahrgangs von 6 Heften Mk. 6.—.

Inhalt:

Weber: Taufe und Abendmahl als Symbole unserer doppelten Stellung zum Heilsgut.

Kade: Johannes Müller und die Theologie.

Thesen und Antithesen:

Hahn: Ueber das persönliche Verhältnis zu Gott.

Barth: Moderne Theologie und Reichsgottesarbeit.

Kattenbusch: Kants Stellung zum Problem der Theodicee.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Neue Bücher und Auflagen:

Der moderne Ultramontanismus in seiner Entstehung und Entwicklung. Von Professor D. **Gustav Anrich**-Straßburg. Klein 8. **1909.** M. —.50. Geb. M. —.80. (**Religionsgesch. Volksbücher IV. 10**)

Buddha oder Christus? Von Pfarrer Lic. Dr. **Rittelmeyer.** 8. **1909.** M. —.60. (Sammlung gemeinverständl. Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. 57)

Vater, Sohn und Geist unter den heiligen Dreiheiten und vor der religiösen Denkweise der Gegenwart. Von D. **Nathan Söderblom,** Professor an der Universität Upsala. 8. **1909.** M. 1.80. (Sammlung gemeinverständl. Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. 58)

Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Prediger-Verein. In Gemeinschaft mit den übrigen Vorstandsmitgliedern herausgegeben von Professor D. **E. Simons.** **Neue Folge. Elftes** Heft. Groß 8. **1909.** M. 5.40

Daraus einzeln:

Die Heimat des vierten Evangeliums. Von Lic. **O. Zurhellen,** Pfarrer in Seelscheid. Groß 8. **1909.** M. 1.—

Neue Bahnen. Der Unterricht in der christlichen Religion im Geist der modernen Theologie. Von D. **O. Baumgarten,** Professor der Theologie an der Universität Kiel. **Zweite, erweiterte Auflage.** 8. **1909.** M. 1.40. Gebunden M. 2.—

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Im September d. Js. eröffnet die Westfälische Schwesternschaft vom Roten Kreuz ihr **Mutterhaus** mit evangelischer Hausordnung

zu Langendreer.

Gebildete junge

Mädchen

und **Witwen,**

die sich dem segensreichen Berufe der Krankenpflege widmen wollen, finden dort sichere Lebensstellung und sorgenfreies Alter.

Ebenso ausgebildete

Schwestern

und eine **Hausschwester,**

die das Kochen übernimmt.

Meldung bei der Oberin.

Dürer-Goethe

Gott und Welt

Randzeichnungen Dürers aus dem Gebetbuche Kaiser Maximilians mit d. ausführlichen Besprechung von Goethe. 2.50

Erste billige Ausgabe der berühmten Dürerschen Zeichnungen. Im format und in den farben des Originales.

Soeben erschienen!

Verlag von **Fritz Heyder,** Berlin SW. 11

Alkoholentwöhnung zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Im Evangelischen Fröbelseminar Cassel

Wirtschaftliche und Soziale Frauenschule,

verbunden mit **Erziehungsheim** und **Kindergärtnerinnen-Seminar** (staatl. konzessioniert). Fortbildungskurse für geprüfte Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen zur Arbeit in Frauenschulen. 18. Juli—3. August Ferienkurse für Lehrer und Lehrerinnen.

Das Kuratorium

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an

Höchster Rabatt. Kleine Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog Mk. 6 gratis. Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.

WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack** und **Schürer**

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

34. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern. 18 Mark

Nr. 14. Religionsgeschichtliche Volksbücher (Schuster): IV, 3—4: Krüger, Das Papsttum. IV, 5: Weinel, Die urchristliche und die heutige Mission. IV, 6: Mehlhorn, Die Blütezeit der deutschen Mystik. V, 5: O. Schmiedel, Richard Wagners religiöse Weltanschauung — Lidzbarski, Altsemitische Texte. I. Heft (Smend) — Ehrlich, Randglossen zur hebräischen Bibel, I. Bd. (Frankenberg) — Caspari, Echtheit, Hauptbegriff und Gedankengang der messianischen Weissagung Jes. 9, 1—6 (Volz) — Kegel, Das Gebet im Alten Testament (Volz) — Wendling, Die Entstehung des Marcus-Evangeliums (R. A. Hoffmann) — Baldensperger, Urchristliche Apologie (H. Holtzmann) — Schettler, Die paulinische Formel ‚Durch Christus' (Heitmüller) — Poschmann, Die Sichtbarkeit der Kirche nach der Lehre des hl. Cyprian (Krüger) — Braun, Die Bedeutung der Concupiscenz in Luthers Leben und Lehre (Tschackert) — Kolb, Die Aufklärung in der Württembergischen Kirche (Heinr. Hoffmann) — Titius, Der Bremer Radikalismus (Niebergall) — Müller, Joh., Die Reden Jesu verdeutscht und vergegenwärtigt (Ders.).

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein

für die evangelisch kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bildet ernstgesinnte, evangelische Mädchen und alleinstehende Frauen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Aufnahme 1. Oktober und 1. April.

Anfragen mit Rückporto zu richten an den Vorsitzenden des Vereins, Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinpreußen).

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 337 546 768 M. Vermögensbestand 119 805 948 M.

Ueberschuß im Geschäftsjahre 1908: 3 682 465 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

D. R. P. und Auslandspatente. Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Keine unvergohrenen süßen Traubensäfte

sondern

vergohrene Traubenweine ohne Alkohol mit dem natürlichen Bouquet und **Weingeschmack.**

Alleiniger Hersteller:

Carl Jung

Weingutsbesitzer

in **Lorch** (Rheingau)

älteste u. größte Kellerei vergohrener alkoholfreier Weine.

Zweigniederlassungen:

Schweiz: St. Margrethen

Oesterreich: Bregenz

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg